

Historische Studien

unter Mitwirkung der Herren Universitätsprofessoren: G. Beckmann,
G. v. Below, A. Cartellieri, F. Delitzsch, W. Goetz, R. Holtzmann, P. Joachim-
sen, H. Lietzmann, Ed. Meyer, F. Philippi, H. Reincke-Bloch, R. Sternfeld,
F. Vigener, A. Wahl, G. Wolf, J. Ziekursch u. a.
herausgegeben von Dr. E. Ebering.

===== Heft 164 =====

Die Einführung Lermontows in Deutschland und des Dichters Persönlichkeit

(Die Russenfreunde Varnhagen von Ense und Bodenstedt)

Von

Dr. Friedrich Dukmeyer

Berlin 1925

Nachdruck mit Genehmigung vom
Matthiesen Verlag, Lübeck

KRAUS REPRINT LTD.

Vaduz
1965

Inhalt.

	Seite
1. Die Einführung Lermontows in Deutschland	5
2. Des Dichters Persönlichkeit	24
3. Anmerkungen und Exkurse	43

Reprinted from a copy in the collections of
The New York Public Library

Erster Teil.

Die Einführung Lermontows in Deutschland.

Noch bis ins zweite Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ist die russische Literatur den Deutschen ein unbekanntes Reich. Zwar berichtet zuerst im Jahre 1768 die Leipziger „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ auf Grund von Nachrichten, „die sie einem reisenden russischen Kavalier verdankt“, von dem vor drei Jahren gestorbenen Lomonosow, „dem Vater der russischen Grammatik und Literatur“: er sei unter den Schriftstellern ein Stern der ersten Größe, seine Oden und Lobreden seien in ihrer Art Meisterwerke. Doch die Deutschen konnten an den panegyrischen Erzeugnissen der russischen Muse, wie sie ihnen nun hin und wieder, wenn auch selten genug, in einzelnen Uebersetzungen vorgesetzt wurden, kein rechtes Gefallen finden. Auch die Bemühungen Friedrich Nicolais die russischen Lustspiele der Kaiserin Katharina der Zweiten — „diese neuen Früchte des Geistes der größten deutschen Frau, der Ersten ihres Geschlechts“ — in deutscher Uebersetzung allenthalben in Deutschland bekannt zu machen, hatten keinen nachhaltigen Erfolg.¹ Diese russische Klassizität konnte das Interesse eines westeuropäischen Publikums nicht nachhaltig an sich ziehen, das blieb der Romantik und dem Byronismus zusammen mit den Strömungen, wie sie — aus dem Geiste „des jungen Deutschlands“ entquollen — auch nach Rußland hinüberfluteten, vorbehalten.

Am Eingang der neuen Epoche begegnen wir wiederum „einem reisenden russischen Kavalier“, der aus warmer Vater-

landsiebe das Interesse Europas für die russische Literatur wachzurufen unternimmt. Ihm steht ein deutscher Russenfreund von weittragendem Einflusse bahnbrechend zur Seite — die beiden sind: Melgunow und Varnhagen von Ense.

Der junge russische Schriftsteller Nikolaus Melgunow² bereiste (seit 1835) Westeuropa und hielt sich eine Zeitlang in Hanau zur Kur auf. Hier lernte er den Historiker, Romanschriftsteller und Publizisten Heinrich König kennen, einen „Altliberalen“ vom Schlage der Jordan, Welcker, Itzstein, der viele Jahre (1836 bis 1848) mit Varnhagen befreundet war und mit ihm im Briefwechsel stand, bis sie sich (wie König den 14. Dez. 1851 Varnhagen schreibt) „wegen verschiedener Ansichten über die Ursachen und Urheber des öffentlichen Unglücks entzweiten“.³ Varnhagen wurde 1836 durch König mit „Herrn von Melgunow aus Moskau“ bekannt. Er bezeichnet ihn als einen geistvollen tüchtigen Russen: „sehr Russe, aber wie Deutschland sie wünschen kann“; auch Varnhagens Freund Alexander v. Humboldt nennt ihn „den edlen Melgunoff“. Dieser Russe ließ nun mündlich und schriftlich König Mitteilungen zukommen, so daß ihm ein Buch „frischweg in seine deutsche Haut hineinwuchs“. König gab es 1837 bei Cotta als „Literarische Bilder aus Rußland“ heraus, und machte damit zum erstenmal das deutsche Publikum eingehend mit der neuen russischen Literatur bekannt. Das Buch erregte Aufsehen, der gefürchtete Gegner „des jungen Deutschlands“, Wolfgang Menzel, sprach sich dagegen aus; dennoch wurde es gleich ins Holländische, Französische, Englische übersetzt.

In furchtbarem Grimm entbrannte darüber das Triumvirat russischer reaktionärer Publizisten — Gretsck, Bulgarin, Senkowskij —, die in dem Buche eine kränkende Beurteilung erfuhren. Begünstigt von der despotischen Regierung des Kaisers Nikolaus dünkten sie sich zu gleicher Allmacht berufen und mühten sich — nicht ohne Talent und Geschick — ab, überlegen spöttelnd eine freie und selbständige Regung der Geister niederzuhalten.

Doch sind die drei nicht ohne Verdienst, sei es als Kritiker, sei es als Gelehrte. Melgunow trat gegen sie für König (1839) ein,⁴ und das Haupt der Gegenpartei, Staatsrat Gretsche in St. Petersburg, gab (1840) eine deutsche Gegenschrift in Berlin heraus.⁵ In Königs resp. Melgunows „Bildern“, richtiger Karikaturen, schreibt er, wimmelte es von Verstößen, Lügen, Klatschereien, Verleumdungen und lächerlichen Lobhudeleien. Es sei ein Gemisch von Wahrheit und Lüge, von richtiger Würdigung und Verleumdung, welches in literarischer und wissenschaftlicher Hinsicht nicht der geringsten Aufmerksamkeit wert sei: „ins Russische kann und darf und wird es nicht übersetzt werden“. Er vermochte sein Verdikt auch durchzuführen; doch tobte der Kampf der Parteien noch eine Weile in deutschen Zeitungen.⁶ — In einem Briefe vom 12. April 1840 schreibt König an Varnhagen, nun nötige ihn Gretsche durch seine Schmähchrift „gegen die literarischen Bilder Melgunoffs“ zu einer Abfertigung: „Ich sage, nöthigt, denn ich thue es ungern, besonders weil ich vielleicht aus Rücksichten für Melgunoff mehr Mäßigung beobachten muß, als Gretsche verdient“. Varnhagen rät zur Abwehr und ist mit Melgunows Haltung und mit der Antwort Königs⁷ einverstanden. Er mag Gretsche nicht, er ist erfreut, als er — im August 1841 — in Ems einem Zusammentreffen mit dem mächtigen russischen Journalisten entgeht, und vom Jahre 1853 berichtet er, „der Spion Gretsche sei (im Oktober) in Berlin angekommen und beauftragt, deutsche Federn für den russischen Dienst anzuwerben“.

Eigentlich erst mit dem jähen Tode Puschkins (1837) beginnt in Deutschland sich eine allgemeinere Teilnahme für die russische Literatur zu regen. Zu diesem Zeitpunkt erscheint Königs Buch; es folgt ein „Lehrbuch der russischen Literatur“ von Friedrich Otto (Leipzig 1837). Gegen Ende 1837 wird in dem Berliner „Magazin für die Literatur des Auslandes“ die Frage aufgeworfen: „Giebt es russische Klassiker?“ und mit ja beant-

wortet. Nun bemühen sich andere Freunde Varnhagens um die Einführung der russischen Literatur. In den Cottaischen „Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes“ (dem Beiblatte zum „Ausland“) wird, 1839, auf Grund der Vorlesungen des Moskauer Professors Schewyrew, „eine Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur“ gegeben. Der von Varnhagen ebenso sehr geschätzte Newerow veröffentlicht, 1840, ins Deutsche übersetzt, einen „Blick auf die Geschichte der russischen Literatur“. Er preist Puschkin, der den Sieg der Romantik über die Klassizität errungen habe. Puschkins Genius umfasse alle Elemente des russischen Lebens, die Gegenwart und die Vergangenheit.

Hier setzt Varnhagens russenfreundliche Tätigkeit energisch ein durch die ausführliche Anzeige der drei ersten Bände der Werke Puschkins, die vier Nummern der Berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ (1838) füllt. Varnhagen lobt den russischen Dichter überschwenglich und beklagt das Vorurteil der Deutschen gegen die Slaven. Er möchte an die ohne Nachfolge gebliebenen Bemühungen Schlözers (des jüngeren Zeitgenossen Lomonosows und dessen Gegners in der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften) anknüpfen,^{7a} die Deutschen in die russischen Geschichtsquellen einzuführen, um so mehr, da die für die Zukunft unabsehbare riesenhafte russische Entwicklung das deutsche Leben sehr wohl anginge. — In Varnhagens „Tagebüchern“ finden wir begeisterte Ausrufe über Puschkin verstreut. „Puschkin verschönt mir den Sommer, die Sprache zieht mich sehr an. Was (wird in der nicht noch alles erblühen! Nur vorwärts, sie und wir!“ (1838). „Herrliche Sprache, die russische!“ (1851). Immer wieder liest er in Puschkin und Lermontow „des Klanges wegen“. Er vergleicht (1842) Puschkin mit Ovids Tristien, der Russe erscheint ihm voll Trotz und Mut, der Römer voll schmeichelnder Unterwürfigkeit. Er ereifert sich (1855), daß man immer wieder Heine und Puschkin durchaus auf Lord Byron zurückführen wolle, der ihr Vorbild gewesen sei; Heine und

Puschkin seien so gut wie Byron ganz ursprünglich. Der russische Revolutionär und Dichter Ogarew, der Genosse Alexander Herzens und Freund Bakunins, sendet (1844) Varnhagen Proben seiner Uebersetzung Puschkinscher Gedichte, die Varnhagen mit dem russischen Original vergleicht. — Mit Varnhagens Hilfe verfertigt Chamisso (1838) eine deutsche Uebersetzung des von Puschkin — aus einer bei Walter Scott vorgefundenen alten schottischen Ballade — umgeformten Gedichts „Die beiden Raben“.

Jetzt schien auch die Zeit gekommen, um durch eigene Fachzeitschriften zur Aufklärung Europas über Rußland erfolgreich zu wirken.

Von 1841 an gibt der bekannte Physiker Georg Adolf Erman — mit Unterstützung des russischen Ministers für Volksaufklärung, Grafen Sergius Uwarow — ein „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland“ heraus. Einer der ersten, die er um Mitarbeit angeht, ist Varnhagen. „Aeußerst wünschenwert wäre es“, schreibt er ihm (den 6. Mai 1841), „wenn schon unser erstes Heft durch Ihren Namen, der den Russen so lieb ist, geziert werden könnte“. Nach einer Woche schon dankt er ihm: „Erlauben Sie mir, nur ganz vorläufig mit zwei Worten auszu- drücken, daß selbst ein verwilderter oder besser ein gebildeter Sibirier (Erman hatte sich auf seiner Reise um die Erde, 1828 — 1830, längere Zeit in Sibirien aufgehalten, um magnetische Bestimmungen vorzunehmen) die Innigkeit und Zartheit Ihres schönen Artikels dankbar empfindet. Was wird aber aus Heften des Archives werden, in denen solche Perlen fehlen?“⁸ — Den Beschluß des ersten Heftes des „Archivs“ bildet denn auch Varnhagens Aufsatz über die „Neueste russische Literatur“. Sie erwachse auf volkstümlichem Grunde, schreibt er. Nach Ueberwindung der ausschließlichen Bewunderung und Nachahmung fremder Muster halte sie ehrfurchts- und liebevoll an der Vergangenheit fest, und sei dennoch voll Kraft und Eifer der Zu-

kunft zugewendet. Der Tod Puschkins sei allerdings ein uner-
setzlicher Verlust; aber wie zahlreich und würdig schlossen sich
andere Namen an seinen an. Die glänzendste und verheißungs-
vollste Erscheinung sei ohne Zweifel Lermontow, ein junger Dich-
ter, auf dem die höchste Weihe ruhe. In seinen Gedichten
finde sich das Mark der frühern Zeit wie die Freiheit und
Meisterschaft der heutigen; aller Zauber der so weichen als
kraftvollen russischen Sprache werde darin offenbar. Auf Ler-
montow seien mit Recht die erwartungsvollsten Blicke gerichtet.
— Doch Lermontow war bereits im Duell gefallen. — In Lermontow
beweine man — berichtet in demselben „Archiv“ (1842) nach
den Worten Moskauer und Petersburger Publizisten F. Lowe —
sowohl das Ende herrlicher Leistungen als das Erlöschen der
glänzendsten Aussichten. Und noch im selben Jahre setzt ihm
im „Archiv“ der Berliner Orientalist Wilhelm Schott ein Denkmal
in der ästhetischen Betrachtung „Lermontows Gedichte“, zu der
er auch das Urteil des Slavophilen Schewyrew — dennoch des
Freundes Varnhagens und Melgunows — verwendet. Schott hebt
an Lermontow hervor, daß in wenigen Dichtern eine solche Glut
und tiefe Innigkeit der Empfindung sei, in wenigen ein größerer
und vielgestaltigerer Reichtum der Phantasie und eine üppigere
Farbenpracht, die durch den Wohlklang der schönsten Verse noch
mehr Zauber erhalte. Doch verzehre er sich vorzeitig in seinem
Dichterschmerz. Ein Dichter dürfe in gewissem Betrachte mit
der ganzen Welt zerfallen sein, nur nicht mit seiner Muse, wie
Lermontow.⁹

Während Erman in seinem „Archiv“ die Kunde von Rußland
vornehmlich vermittelt der physikalischen und politischen Wissen-
schaften zu fördern bestrebt war — bloß nebenbei auch die
Literatur berücksichtigte —, ließ der Leipziger Universitätslehrer
für Slawisch, J. P. Jordan, seit 1843 „Jahrbücher für slawische
Literatur, Kunst und Wissenschaft“ mit dem Wahlspruche „Ver-
ständigung! Versöhnung! Vereinigung!“ erscheinen. Die Re-

daktion bemerkt am Eingang: „Freilich ist es ein altes Recht in Deutschland, über alles bald mit Spott, bald mit Verachtung abzusprechen, was Slawisch heißt“. Doch war Jordan keineswegs ein blinder Lobredner des Slawischen; gleich im ersten Heft seiner „Jahrbücher“ meint er von Varnhagen, dieser habe im „Archiv“ der neuesten russischen Literatur in jeder Hinsicht eine gar zu günstige Beurteilung zukommen lassen. Von Jordan stammt auch der Ausspruch — mit ihm beginnt seine nach russischen Quellen bearbeitete „Geschichte der russischen Literatur“ (Leipzig 1846) —, den Johannes Scherr — leider mit Weglassung der integrierenden anderen Hälfte — in seine in vielen Auflagen weit verbreitete „Allgemeine Geschichte der Literatur“ hinübergenommen hat, daß die russische Literatur kein inländisches, sondern ein exotisches, aus dem Auslande herübergepflanztes Gewächs sei, das sich jedoch in Form und Eigenschaften nach dem Einflusse des neuen Klimas und des neuen Bodens verändert habe.¹⁰

Was war es nun, das „den Namen Varnhagens den Russen so lieb“ machte?

Karl August Varnhagen von Ense war 1813 als Hauptmann in die russische Armee getreten, und war Adjutant bei dem kühnen Kosakenführer Tettenborn geworden. Er zeichnete sich im Befreiungskampfe gegen Napoleon aus, und wurde von schwedischer, preußischer und russischer Seite mit militärischen Ehren reich bedacht. Mit Tettenborn ging er nach Paris. Dort trat er auf Zureden des Freiherrn vom Stein (1814) in den preußischen diplomatischen Dienst, in dem er nicht lange verblieb. Der Geheime Legationsrat Varnhagen von Ense lebte darauf ein langes Leben (er starb 1858), beschäftigt nur mit dem, was ihm behagte, in Berlin in der großen Welt. Hier in seiner gastlichen Wohnung in der Mauerstraße — die nun nicht mehr die geistvolle Frau Rahel verschönte, sie starb 1833 — und ebenso in den vornehmen Badeorten, die er während der Saison besuchte, machten ihm die

im Auslande weilenden oder reisenden Russen — Aristokraten, Literaten — ihre Aufwartung. Die aus Varnhagens Nachlaß von seiner Nichte Ludmilla Assing, die ihm späterhin nach Rahels Tode den Hausstand führte, veröffentlichten „Tagebücher“ (14 Bände), wie der in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin aufbewahrte Varnhagen von Ensesche handschriftliche Nachlaß, bezeugen, welch regen Verkehr mit der russischen Gesellschaft Varnhagen unterhielt, wie er fortwährend in mündlichem oder schriftlichem Austausch der Gedanken und Stimmungen mit bedeutenden russischen Persönlichkeiten stand. Noch überfluteten nicht das Ausland russische Idealisten und Schwärmer, arm an irdischen Gütern, reich am Ueberschwang welterobernden Wahns, die enttäuscht aus dem Auslande ihrer Einbildung in ihr einziges ungeheures Vaterland zurückkehren, um sich dort wiederzufinden. Noch fehlten diese Scharen problematischer Naturen, aber ihre Vorläufer traten Varnhagen nahe.

Im Oktober 1840 in Berlin, — eines Morgens, als Varnhagen noch zu Bette lag, besuchte ihn „Herr von Bakunin“. Der späterhin so berühmte russische Agitator und Revolutionär, bisher Artillerieoffizier, hatte die Briefe Bettinas von Arnim — einer vertrauten Freundin Varnhagens — übersetzt. Bakunin wiederholte bald seinen Besuch und nahm einen Landsmann mit, Iwan Turgenjew, der in Berlin ebenfalls Hegelsche Philosophie studierte. Im nächsten Jahre begegnet Varnhagen in Ems zu seiner Freude Bakunin, und als er im Juli 1843 in Kissingen zusammen mit der schöngeistigen Großfürstin Helene Pawlowna, der Gönnerin der Künste und Wissenschaften, einer Württembergerin von Geburt, ohne Scheu und Störung verwandte Ideen austauscht, „als ob zwei Ordensbrüder sich getroffen hätten“, da rühmt er ihr „den jungen Feuerkopf Bakunin“. — Im Oktober 1850 erschien bei Varnhagen in Berlin der ihm wohlbekannte Dr. Wolfsohn und pries den Heldenmut und Seelenadel Bakunins, der nach dem mißglückten Dresdener Maiaufstand in österreichischen und

russischen Kerkern, zum Tode verurteilt, schmachten mußte, was Varnhagen — auch in seinen Träumen — schmerzlich bewegte.

Wilhelm Wolfsohn war in Odessa von armen jüdischen Eltern geboren und hatte in Leipzig studiert. Ihm wurde von der russischen Regierung eine Professur in Moskau unter der Bedingung angeboten, daß er zum Christentum überträte. Er ging jedoch darauf nicht ein, und fand in Dresden eine ersprießliche Wirkungsstätte. Er war für die Verbreitung der Kenntnis russischen Wesens in Deutschland rege tätig.¹¹ Er gab 1843 (in Leipzig) den ersten Band „Der schönwissenschaftlichen Literatur der Russen“ heraus, der eine literarhistorische Uebersicht und Musterstücke älterer russischer Dichter in seiner Uebersetzung enthält. Das Unternehmen kam jedoch über diesen ersten einleitenden Band — vier Bände waren geplant — nicht hinaus. Verstreut in Zeitschriften und Liedersammlungen finden sich Gedichte Lermontows, von Wolfsohn ins Deutsche übersetzt. — Wolfsohn lernte so recht das Elend des russischen Emigranten kennen, den das gemiedene Vaterland nicht freiläßt, da es ihm weder die vollzogene Auswanderung durch eine förmliche Entlassung aus dem Untertanenverbannde legalisiert, noch ihm seinen abgelaufenen Paß gesetzmäßig erneuert. Unter diesem Zwange hatte auch der reich begüterte Alexander Herzen in Frankreich und in Italien zu leiden, bis er, der Aristokrat, sich das Bürgerrecht in einem Schweizer Dorfe erwarb. Von diesen Verhältnissen handelt ein Brief Wolfsohns vom 31. Dezember 1850 an Varnhagen,¹² in dem er zuerst von dem „Deutschen Museum“ berichtet, der jungdeutschen Zeitschrift, die er soeben mit Robert Prutz begründet hatte. Dann fährt er fort: „Denken Sie nur, ich figuriere noch immer als russischer Untertan, obgleich mein Paß alle Ursache hat, sich der Prüfung des Kundigen möglichst zu entziehen: was ich aber auch immer zu meiner Einbürgerung in Deutschland versuche, scheitert an der ersten Forderung, die überall gestellt wird — daß ich einen Emigrationsschein beibringe. Rußland zählt

bekanntlich schon den animus emigrandi zu Kapitalstaatsverbrechen, um so weniger ist eine Sanktion der Tatsache zu erlangen. Auf diese Weise bin ich verdammt, die historische Heimatlosigkeit meines Stammes polizeilich in jeder Fiber nachzufühlen. Und als Redakteur einer Zeitschrift, die ich nun einmal nicht anders als in liberalster Richtung führen kann, laufe ich jeden Augenblick Gefahr, der heiligen Inquisition in die Hände zu geraten; ja schon bei einem strengen Paßexamen würde ich bis zum Nimmerwiederaufstehen durchfallen. Wüßten Sie vielleicht, innig verehrter Herr, mir aus dem reichen Schatz Ihrer Erfahrungen in dieser Bedrängnis einen Rat zu erteilen. Könnten Sie vielleicht mir in diesem Labyrinth einen Faden in die Hand geben, mit dem meine bürgerliche Anknüpfung an Deutschland möglich wäre auch ohne den russischen Emigrationsschein? Ich brauche es wohl kaum mit Worten zu bezeichnen, was Sie damit für mich tun würden?“ — Nach dem Tode Varnhagens schreibt Wolfsohn (1860) seinem Freunde Bertold Auerbach: „Varnhagen war eine feine Natur und besitzt wirklich die Anmut, die Humboldt an ihm rühmt.“¹³

Wenden wir uns um ein Jahrzehnt zurück. Varnhagen ist soeben von Berlin in Kissingen angelangt. Vor zwei Wochen starb der König, und der Kaiser von Rußland wohnte der Beerdigung bei. Manche Erwartung war laut geworden, im Volke machte sich eine Bewegung bemerkbar, Erinnerungen an die Freiheitskriege stiegen auf. Der erste Bekannte, den Varnhagen in Kissingen trifft, ist der junge Boris von Uexküll, der mit seinem Vater, russischem Geheimrat, und seinem Onkel lustwandelt. Beim Nachmittagskaffee unter den Bäumen befindet sich Varnhagen in „dem Russischen Kreise“, mit den drei Uexkülls, den russischen Generalen Weimarn, Patkul und andern. Er treibt galanten Scherz mit Frau von Paschkow, geborenen Baranow, und mit Frau von Stolypin, „zwei prächtigen Russinnen“. Spätnachmittags ist Varnhagen im großen Saal allein mit

russischen Blättern. Eines schönen Tages kommt sein alter Kamerad aus den Freiheitskriegen General von Tettenborn in Kissingen an, jetzt badischer Gesandter in Wien. Nun lebt in der Erinnerung beider manch kecker Streich wieder auf, den sie mit ihrem russischen Isjumschen Husarenregiment, vordem ukrainischen Kosaken, vollführt. — 'An einem Sonntag wird Varnhagen der Königin Pauline von Württemberg und ihren beiden Töchtern vorgestellt. Die Prinzessinnen machen ihm Komplimente über seine Schriften, doch behagen ihm solche nicht eben sehr. Er ist jedoch vollauf mit der Uebersetzung einer kaukasischen Erzählung Lermontows beschäftigt; Melgunow hat sie ihm empfohlen, und der junge Uexküll — ein Freund Lermontows —,¹⁴ der wieder abgereist ist, half ihm bisher ein wenig dabei. Am Montag abend beim Brunnen nimmt die Königin Varnhagen gleich ins Gespräch. Sie ist in Rußland geboren und vierjährig nach Deutschland gekommen. Sie erzählt, daß sie übermorgen den Ball besuchen werde, dem sie zwei tanzlustige Töchter zuzuführen habe, und die beiden, dies angeht, spitzen die Ohren und lauschen. Den Dienstag gerät Varnhagen in eine melancholische Stimmung, wiewohl man ihm von allen Seiten schmeichelt, in gleicher Weise die Königin und ihre Töchter, englische und russische Damen und Generale. Er fühlt sich bei alledem fern und einsam. Im Gefühl der Verlassenheit bleibt ihm nichts übrig, als zu seinem Kaukasus zu flüchten; er übersetzt an der Novelle Lermontows, das ist sein Trost, seine Beschäftigung, Zerstreuung. Mittwoch ist der Ball, und nicht ohne Anstrengung geht er vorüber; das Gedränge ist fürchterlich. Am Tage darauf, den 9. Juli 1840, gelangt Varnhagens Uebersetzung von Lermontows „Bela“ zum Abschluß.

Die Geschichte von der Liebe der kaukasischen Fürstentochter Bela zu dem russischen Offizier Petschorin bildet die erste Erzählung in dem Lermontowschen Roman „der Held unsrer Zeit“.¹⁵ Sie erschien (1840) neben zwei Erzählungen Melgu-

nows und des Fürsten Wladimir Odojewskij in Varnhagens „Denkwürdigkeiten und Vermischten Schriften“ (im 6. Bande). Varnhagen führte als erster mit dieser Dichtung den sonst ganz unbekannten — noch lebenden — jungen Lermontow aufs beste in Deutschland ein. Im März 1845 erzählte ihm in Berlin auf einer Abendgesellschaft ein Fräulein von Kalb, (General Friedrich Adolf von) Willisen habe neulich bei der Königin seine Kriegsabenteuer und einige seiner aus dem Russischen übersetzten Sachen vorgelesen, die Königin habe sie sehr gelobt und wolle sie auch der Kaiserin von Rußland empfehlen und sie fragen, ob sie die russischen Sachen wohl in der Urschrift kenne. „Der Geschmack am Hofe — bemerkt dazu Varnhagen — ist gar unsicher, ich bilde mir nichts ein auf das Lob“. — Im Juli desselben Jahres weilt Varnhagen in Homburg. Ein Russe hat ihn vergeblich zu Hause aufgesucht, der seinetwegen von Frankfurt gekommen ist und gleich nach St. Petersburg weiter reisen will. Varnhagen findet ihn im Spielsaal, es ist der Kollegienrat von Oertel, einer der Lehrer des Thronfolgers, russischer Schriftsteller und Uebersetzer aus dem Russischen ins Deutsche. Er bringt Varnhagen Grüße von dem Haupterzieher des Thronfolgers, Geheimrat Schukowskij, dem Dichter, der den Russen deutsche Dichtungen, Schiller und Goethe, in wohlangepaßtem russischem Gewande vermittelte. Vor zwei Jahren war er bei Varnhagen in Berlin gewesen, der mit ihm seine russische hexametrische Uebersetzung der Odyssee — Vers für Vers nach dem griechischen Original — durchging. „Es ist ein gutmütiger redseliger Alter“, hatte Varnhagen von ihm gemeint, „etwas zu demütig gegen den Hof“.¹⁶ — Zwei Tage nach dem Besuche Oertels sprechen bei Varnhagen zwei Russen vor, die den Fürsten Odojewskij kennen und große Freude bezeugen, auf Varnhagens Tische Lermontows Gedichte aufgeschlagen zu sehen. „Mein russischer Ruhm ist groß!“ bemerkt dazu Varnhagen; „aber man darf es damit nicht genau nehmen. Herr von Oertel zum Beispiel erzählte mir, daß er die „Bela“

übersetzt habe, daß auch der Prinz (Emil) von Hessen-Darmstadt sie übersetzt, doch von meiner schon zum drittenmal gedruckten Uebersetzung wußte er nichts, und er hat überhaupt wohl nichts von mir gelesen“. — Zehn Jahre später — vom 26. Juni 1855 — verzeichnet der alte Varnhagen sehr ärgerlich: „Die Neue Preußische Zeitung will mir wieder einen Stich geben; sie sagt, Lermontow sei nicht liberal gewesen, obschon Varnhagen von Ense ihn übersetzt habe. Das Biest hat keinen Stachel mehr, ist matt und stumpf!“

Ein junger baltischer Dichter, der Estländer Roman Freiherr von Budberg-Benninghausen hielt sich 1840 bis 1842 in Berlin auf, und ein anderer Balte, Jegór von Sivers, spricht die Vermutung aus, daß Budberg von Varnhagen die Anregung empfangen habe, als Fortsetzung der „Bela“ die anderen Erzählungen „Des Helden unsrer Zeit“ zu bearbeiten. Doch schon früher war Budberg durch seinen Freund, den Freiherrn Boris von Uexküll auf Lermontow — einen zweiten Puschkin — begeistert hingewiesen worden. Mit einer Widmung an Uexküll erschien (in Berlin) 1842 in Budbergs Uebersetzung — als erstes deutsches Buch für sich von diesem Dichter — Lermontows kaukasische Dichtung „Der Novize“ (Mcíri).¹⁷ Es folgte im nächsten Jahre — von Budberg bearbeitet — das Buch „Aus dem Kaukasus. Nach Lermontoffschen Skizzen“, das die Erzählungen aus „Dem Helden unsrer Zeit“ enthält, es fehlt unter ihnen bezeichnender Weise „Bela“. — Jegór von Sivers ist ein Freund Varnhagens aus seiner letzten Lebenszeit. Als Sivers im Frühling 1852 von einer großen Reise aus Mittelamerika zurückkehrte, besuchte er Varnhagen in Berlin, und bis zu dessen Tode unterhielt darauf der literarisch sehr angeregte livländische Gutsbesitzer und Naturforscher einen regen Briefwechsel mit ihm.¹⁸

Ein wenig früher als Budberg trat August Mettlerkamp als Uebersetzer Lermontowscher Dichtungen auf. Er stammte vom Vater aus Hamburg. Erst siebzehnjährig hatte er 1827 den russi-

schen Feldzug gegen die Perser mitgemacht und war Offizier geworden. Später (1835) wurde er Lektor der deutschen Sprache an der Universität zu Charkow. Der Hamburger „Telegraph für Deutschland“ veröffentlichte (Mai 1841) zwei von ihm verdeutschte Gedichte Lermontows, vorher war schon daselbst das Lob des jungen Dichters verkündet worden: „Rußland glaubt jetzt in Lermontow einen neuen Puschkin heranreifen zu sehen. Das wäre etwas, aber nicht viel. Puschkins Talent bestand hauptsächlich in einer freien, künstlerischen Beherrschung der Sprache, was jedoch das geistige Element seiner Schöpfungen betrifft, so ist der Einfluß Byronscher Ideen darin durchaus nicht zu verkennen. Mit weit mehr Originalität tritt Lermontow auf. Er erhebt sich zu einer Objektivität, die bisher von keinem andern russischen Dichter in so hohem Grade erreicht worden ist. Seine Gedichte sind mit künstlerischer Besonnenheit angelegt, die Bilder frisch, kühn und farbreich, und fast über allen seinen Schöpfungen ruht ein berauschender, orientalischer Duft“. Wie der „Telegraph“, ein Organ Gutzkows, so gewährten auch andere Zeitschriften „des jungen Deutschlands“ — Varnhagen stand zu ihnen in den freundlichsten Beziehungen und war ihr Mitarbeiter — russischen Dichtungen eine wohlwollende Aufnahme, so z. B. noch die Leipziger „Zeitung für die elegante Welt“, von Laube und Kühne geleitet, die drei Gedichte Lermontows, von Lippert übersetzt, brachte.¹⁹ Im Herbst 1841, im Sommer war Lermontow im Kaukasus im Duell gefallen, wurden in den Hamburger „Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie“ in Mettlerkamps Verdeutschung Stücke aus Lermontows „Helden unsrer Zeit“ abgedruckt.²⁰ Im Mai 1847 schreibt jedoch Mettlerkamp aus Charkow dem Literarhistoriker O. L. B. Wolff: „Ich trete gern zur Seite — wo ein Mann wie Bodenstein in die Schranke tritt. Die Bodenstein'schen Uebersetzungen sind, meiner geringen Meinung nach, echte Kunsterzeugnisse und dürften schwerlich je übertroffen werden“.²¹

„Der Held unsrer Zeit“ erschien noch in deutscher Bearbeitung 1845 (in Frankfurt am Main) unter dem Titel „Petschorin, oder: Ein Duell im Kaukasus“ und wurde in einer Besprechung in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (14. August 1846) hart angefaßt. Wohl wird poetische zarte Erfindung im einzelnen, ein mit psychologischer Feinheit ausgeführtes Seelengemälde darin gefunden, doch trete im Helden Petschorin selbst der längst totgeglaubte Zerrissene entgegen, der seit Byron durch alle Literaturen des Abendlandes spuke, derselbe schöne, blasse, interessante und sehr kokette junge Mann, dem „das Unglück seinen Stempel aufgeprägt hat“, dieselbe Blasiertheit, welche die Schuld ihrer eigenen unbegrenzten Selbstsucht gern mit hochtrabenden Phrasen dem Schicksal in die Schuhe schiebe. — Unter seinem rechten Namen erschien Lermontows Roman „Der Held unsrer Zeit“ zuerst in Berlin 1852, von Dr. August Boltz ins Deutsche übersetzt.²² Boltz war vorher Lehrer des Deutschen am Pagen-Corps in St. Petersburg gewesen, nun lehrte er das Russische, Englische und Spanische an der Kriegsschule in Berlin. In einem Vortrage „über russische Literatur“ (Berlin 1851) hatte Boltz von Lermontow, „dem Byron Rußlands“, gesagt, daß schon Tausende beklagt hätten, daß er nicht in dem freien Albion geboren worden, statt daß er ein zweiter Prometheus nach dem Kaukasus verbannt in der Blüte seiner Jahre von einer mörderischen Kugel in einem Duell dahingerafft worden wäre. Er hatte mit Varnhagens Worten Lermontows Sitten-, Charakter- und Naturschilderungen gerühmt, und versprochen, des Dichters Werke, einen Band Prosa und einen Poesie, in seiner Uebersetzung zu veröffentlichen. Doch nur den ersten Teil seines Versprechens löste er ein. Wie vorher schon Mettlerkamp, wurde auch er durch das Erscheinen der Uebersetzungen Bodenstedts von der eigenen Ausgabe eines besonderen Bandes gesammelter Lermontowscher Poesien abgebracht.²³

Wiewohl Bodenstedt der eigentliche Verdeutscher und der

nachhaltige Begründer des Ruhmes Lermontows — auch Puschkins und anderer — in Deutschland, ja in Westeuropa ist, so bleibt es dennoch auffallend, daß vorher Theodor Mundt, der Wortführer „des jungen Deutschlands“ — in Königs Briefen an Varnhagen ist von „Freund Mundt“ viel die Rede — in seiner „Allgemeinen Literaturgeschichte“, Berlin 1846, Lermontow überhaupt nicht erwähnt. Er behauptet, seit Puschkins Tod sei eigentlich kein einziges bedeutendes Talent in Rußland wieder aufgestanden.²⁴ — Dagegen sprach sich Johannes Scherr sehr bald für Lermontow begeistert aus und nahm gleich einzelne seiner Dichtungen in Bodenstedts Uebersetzung in seine Sammelwerke — „Bildersaal der Weltliteratur“, zuerst 1848, „Dichterkönige“ 1855 — auf. Das Höchste — meint Scherr — was Lermontow und überhaupt das Gesundeste und Nationalste, was bislang der russischen Poesie gelungen, sei sein im alten und echten Volkston gedichtetes „Lied vom Zaren Iwan Wasiljewitsch“, ein wahrhaftes kleines Epos. Noch mehr hat Scherr durch seine allbekannte „Allgemeine Geschichte der Literatur“, zuerst 1851/52, dem Ansehen und der Geltung Lermontows die Wege bereitet. Scherr ist durchdrungen von der Genialität dieses „merkwürdigen Repräsentanten der Verzweiflung unsrer Zeit an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“. In seinem Urteil ist er von Alexander Herzen beeinflusst — zwar spricht er dieses nicht aus —, doch mit Herzens Worten sagt er, Lermontow begreife weder die Möglichkeit des Friedens noch die des Kampfes mit dem Bestehenden. In späteren Auflagen seines Werkes wertet Scherr Lermontows Poesie als das freieste, selbständigste, männlichste Wort, das bislang in Rußland gesprochen.

Friedrich Bodenstedt war 22 jährig zu Anfang des Jahres 1841 nach Moskau in das reiche Haus des Fürsten Michael Golizyn als Erzieher seiner Söhne gekommen. Er wurde darauf Gymnasiallehrer in Tiflis und kehrte 1845 aus dem Kaukasus nach Deutschland zurück. — Bodenstedt gab 1843 (in Leipzig) eine

Uebersetzung von Dichtungen von „Koslow, Puschkin, Lermontow“ heraus; er fand sie jedoch von Druckfehlern entstellt, auch ergab es sich bei genauerer Prüfung, daß er sich mit der Veröffentlichung übereilt hatte, so zog er die ganze Auflage aus dem Handel.²⁵ Im Jahre 1852 ließ Bodenstedt gesammelt den „Poetischen Nachlaß Michail Lermontoffs“ in seiner Verdeutschung nacheinander in zwei Bänden erscheinen.²⁶ Er schreibt seinem Berliner Verleger Rudolf von Decker, er verkaufe nur solche Uebersetzungen, die sich wie formvollendete Originalwerke lesen, er gebe nur die poetische Blüte, das für die Ewigkeit Geschaffene von Lermontow, und zwar in einer Bearbeitung, „die ihm heut zu Tage keiner in Deutschland nachmachen könne... Herr von Decker würde dem Kaiser von Rußland gewiß eine Freude bereiten, wenn er ihm bei seiner Anwesenheit in Berlin ein Pracht-Exemplar von Bodenstedts Lermontow überreichte“.²⁷ Es fehlen in dieser Ausgabe — wie der Titel es schon besagt — die in Prosa geschriebenen Werke des Dichters, doch auch seine Gedichte sind in ihr bei weitem nicht vollständig enthalten. Die Mehrzahl der Dichtungen Lermontows erschien auch im russischen Original erst nach seinem Tode; je nach Umständen wurden sie im Laufe der nachfolgenden vier, ja fünf Jahrzehnte zum erstenmal gedruckt. Von seinen (fünf) Dramen — die einen Band der akademischen Ausgabe füllen — ist bisher keines ins Deutsche übersetzt; ebenso sind seine wichtigen, zum Teil umfangreichen Fragmente — in Versen und in Prosa — bloß im russischen Original dem Leser zugänglich. — An den Anfang seiner Uebersetzung hat Bodenstedt gleichsam als Motto den Ausspruch Alexander Herzens gesetzt: „Wir erachten es als einen großen Gewinn für den Anfang der russischen Literatur, daß alle ausgezeichneten Autoren Weltmänner waren. Dieser Umstand hat in den literarischen Arbeiten eine gewisse Eleganz der guten Gesellschaft gebracht, an eine Mäßigkeit in Worten und an edle Bilder gewöhnt, die das Erbteil derjenigen Menschen sind, welche

eine weltliche (weltmännische) Erziehung bekommen haben. Diese formelle Gemessenheit beschränkte den Inhalt nicht, sie verlieh ihm im Gegenteil mehr Kraft; das grobe, plumpe, unedle gemeine Element hat in der russischen Literatur nie ein Bürgerrecht bekommen“. Weiter heißt es, was aber Bodenstedt weggelassen hat: „und doch verstand man sehr gut alles zu sagen, die frivolsten, boshaftesten, mißlichsten Dinge auszudrücken“.

Bodenstedt hatte seinen Verleger gebeten, nicht zu vergessen, den ersten Band seines Lermontows Varnhagen zu übersenden, da „dessen Urteil in russischer Literatur von großer Wichtigkeit sei“. Bodenstedt dankt darauf (Kassel, 28. Juni 1852) Varnhagen für die ehrenvolle Zuschrift, zu der seine Verdeutschung Lermontows Anlaß gegeben, und fährt dann fort: „Den Schluß des zweiten Teiles soll eine Charakteristik und Biographie des Dichters bilden. Leider fehlen mir dazu noch manche unumgängliche Notizen, da über Lermontoff wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, und ich in Rußland versäumt habe, mir das nötige Material zu sammeln, weil mir — ehrlich gestanden — vor zehn Jahren vieles klein und nichtig erschien, was ich jetzt als höchst wichtig und wertvoll erkenne. Sollten Sie im Besitz von Nachrichten sein, welche Lermontoffs Dichten und Leben betreffen, oder sollten Sie im Stande und gewillt sein mir einen Fingerzeig zu geben, wie solche Nachrichten zu erlangen, so würden Sie mich zu großem Danke verpflichten. Vielleicht ließe sich durch Ihren Freund Shukowsky vieles erreichen“.²⁸ Das letzte war nicht mehr möglich. Denn Varnhagen hatte vor zwei Monaten von der Witwe aus Baden-Baden die Anzeige von dem Tode des Freundes erhalten. Er vermerkte jedoch in seinem Tagebuche von Bodenstedt: „Der Uebersetzer hat in der Tat Außerordentliches geleistet, mehr als ich für möglich hielt, er verbindet Kraft und Rundung und Glätte“.

Bodenstedts Uebersetzung wurde von der zeitgenössischen Kritik ebenso gerühmt wie der russische Dichter. Der Dichter

Robert Prutz begrüßt (im „Deutschen Museum“, 1852 und 1853) in Lermontows Dichtung „eine wirkliche und wesentliche Bereicherung unserer Literatur.“ Die Verdeutschung sei von muster-giltiger Gewandtheit, namentlich leuchte „der Tscherkessenknabe“ (in Budbergs Uebertragung „Der Novize“) als „ein Juwel der Poesie“ hervor; die Poesie der Zerrissenheit, der Schöpfung Byrons, trage in der russischen Poesie „prachtvoll betäubende Blüten“. Hieran knüpft Prutz eine politische Betrachtung: „Eine Nation — meint er — deren erste gebildete Poesie sofort auch eine Poesie des Ueberdrusses und der Verzweiflung ist, wahrhaftig, mit deren Beruf zur Weltherrschaft sieht es nicht so gefährlich aus, wie man uns gemeiniglich will glauben machen“. Und Gustav Freytag schreibt (in den „Grenzboten“ 1853), Bodenstedts Bearbeitung Lermontows gelte bei den Russen für vortrefflich: „und wir Deutsche haben diesmal keine Ursache, ihrer Ansicht zu widersprechen“.²⁹

Was Varnhagen zur Einführung der russischen Literatur in Deutschland begonnen hatte, das setzte Bodenstedt, mit ungleich besserem Rüstzeug versehen, mit höheren poetischen Gaben ausgestattet, fort und brachte es für seine Zeit zur Vollendung. Varnhagen bereitete der russischen Literatur den Weg, Bodenstedt führte sie darauf durch seine Verdeutschung zur allgemeinen Anerkennung. Erst durch Bodenstedt wurde Lermontow in Deutschland allgemein bekannt, von der Zeit an erscheint sein Name in den Encyklopädien, so zuerst in Meyers „Großem Konversations-Lexikon“, im vierten Supplementband 1854. Es folgen viele Uebersetzungen Lermontowscher Poesie und Prosa, und Bodenstedts Bearbeitung gerät allmählich in Vergessenheit vor neueren Verdeutschungen, wie denen von Andreas Ascharin in Riga und Friedrich Fiedler in St. Petersburg, bis das Werk von Arthur Luther in seiner Sammlung der Dichtungen Lermontows zusammengefaßt und gekrönt wird.³⁰

Zweiter Teil.

Des Dichters Persönlichkeit.

Michael Jurjewitsch Lermontow wurde den 15. (3.) Oktober 1814 in Moskau geboren und schon den 27. (15.) Juli 1841 beschloß er sein Dasein.³¹ Er gehörte zur Generation der Herzen, Bakunin, Turgenjew, Nekrasow; sein vorzeitiges Ende weist ihn jedoch in eine frühere Periode. Dazu war er schon mit vierzehn Jahren Poet, seine Frühreife ließ ihn einer bestimmten Unreife nicht entwachsen. Lermontow, dem Studenten in der „Adeligen Universitäts-Pension“ zu Moskau, dem Kriegsschüler und Leibgardehusarenleutnant in St. Petersburg, erschien die Welt, wie sie sich eben in Köpfen junger russischer Aristokraten malte, die in willkürlicher eigener Art die Dinge zu sich in Beziehung brachten. Ihr Leben füllten aus Wein, Weib und Gesang. Im Verein frechfroher Kameraden und gefälliger Frauen, im dunstigen rosigen Schimmer der Flaschen, entstanden im Uebermut der Stimmung Verse, die — in Handschriften die Wonne der Kadetten — in posthumen Ausgaben der Werke des Dichters „für den Druck ungeeignet sind“. Im Jammer nach der Uebersättigung, aus schweremütigem Schwarz entrang sich in der Einsamkeit der Seele das Lied des Weltschmerzes, der Verwünschung des Schicksals, der Menschenverachtung, der Gleichgültigkeit, des Zweifels und der Verzweiflung, — bei allem Widerspruche wahr und ergreifend. In Lermontow wirkte eine Leidenschaft ungezügelt, eine sinnliche Erregung, ein Dämon im Zuge zu boshafem Schabernack gegen seine Mitmenschen, doch ein inniges Mitempfinden mit der

Natur, mit Tieren und Pflanzen, etwas rein 'Animalisches, die rohe Ueberlegenheit des Mannes über das Weib. So fehlt das Humane in den Helden seiner Dichtung, es kennzeichnet sie mitleidlose Grausamkeit, sie sind haltloser Verleumdung und Eifersucht preisgegeben, wiewohl Sentimentales, Empfindsames und Rührendes, jederzeit bei ihm zum Ausdruck gelangt.³²

In Lermontows Dichtung stellt sich die Zwiespältigkeit der russischen Gesellschaft dar, die sich nach der einen Seite an fortschreitenden Ideen der französischen Revolution begeistert, nach der anderen gedankenlos bei der als gottgegeben und unabänderlich angesehenen Leibeigenschaft des eigenen slavischen Volkes verharret. Es ist die Zeit der Regierung des Kaisers Nikolaus des Ersten, die Zeit des wohlwollenden Despotismus, der das Leben jedes Untertans bis in alle Regungen hinein gleichmäßig regeln, bestimmen und beaufsichtigen wollte, der strengen Bücherzensur, von der auch Lermontow auf Schritt und Tritt behindert wurde. Der Offiziersrock galt mehr denn je; doch der gemeine Soldat, als Leibeigner zu fünfundzwanzigjährigem Kriegsdienste gezwungen, wurde mißachtet, wie das Volk insgesamt. Lermontow war Offizier geworden. Ihm erschien Europa „von der Sittenverderbnis, vom Gifte der 'Aufklärung schwül“. Es sind seine Worte in „Ismael Bey“ (vom Jahre 1832); das Epos schildert den Widerstreit der Kaukasier gegen den 'Ansturm der Russen, der dritte Gesang hebt mit der 'Apostrophe an: „Welche Steppen, Gebirge und Meere widerstanden den Waffen der Slaven? Und wo unterwarfen sich nicht dem Befehle des russischen Zaren Verrat und Streit? Gib nach, Tscherkeß! und Westen und Osten, wohl kann es sein, werden balde dein Schicksal teilen. Die Stunde kommt und du selbst wirst hochgemut sprechen: Mag ich Sklave sein, bin ich doch Sklave des Zaren der Welt! Die Stunde kommt — und ein neues furchtbares Rom wird der Norden mit einem andern 'Augustus zieren“.

Es gab damals in Rußland nur einen gebildeten Stand, nur eine Gesellschaft, den Adel; doch ist er zum großen Teile im Ursprunge dem Volke stammesfremd, nicht slavischer, sondern anderweitiger, europäischer oder asiatischer, Herkunft. Nun herrschte aber in dieser adligen Gesellschaft nicht das natürliche aristokratische Prinzip unbedingter Gleichheit unter Allen gleicher Art, sondern die Geltung regelte sich in bürokratisch-subalternem Geiste nach einer abgestuften jeweilig veränderlichen Minderwertigkeit unter einander. Auch Lermontow erhob sich über diese Gesellschaft nicht; noch weniger vermochte es Puschkin. Beide Dichter fühlten sich in ihr unbefriedigt und unglücklich, und konnten doch nicht, ja wollten nicht aus ihr heraus, und beide gingen in ihrer zwiespältigen Nachgiebigkeit an ihr zu Grunde, da sie sich bestrebten, sich vor ihr hervorzutun, indem sie bloß den Andern es gleich taten.³³ Ja, nicht einmal in der Landessprache fand die russische Gesellschaft ihre geistige Einigung; ihr Erkennungszeichen war Französisch, oder ein Mischmasch aus Französisch und Russisch, ein dem Volke unverständliches Kauderwelsch.

Puschkin konnte es dem nach Rußland gekommenen Franzosen und St. Petersburger Gardeleutnant, dem jungen Royalisten und Legitimisten Baron d'Anthès (nach seinem reichen Adoptivvater Baron Heeckeren, dem holländischen Gesandten am St. Petersburger Hofe, auch d'Anthès Heeckeren nenannt) nicht verzeihen, daß er seiner schönen Frau den Hof machte. Puschkin war eifersüchtig, nicht als ob er an der Treue seiner Frau gezweifelt hätte, sondern nur weil er die bösen Zungen und das Gespött der vornehmen Welt fürchtete. „Diese Furcht war die Ursache seines Todes“, — meint (in seinen „Erinnerungen“) der Schriftsteller Graf Sollohub, der die Tragödie miterlebte, — „nicht d'Anthès, den er wahrlich nicht zu fürchten brauchte“. Das Negerblut, das in seinen Adern floß, wallte erregt auf, wie bei Othello, dem Mohren von Venedig. Puschkin nahm Rache an der

vornehmen Welt durch seine scharfe Zunge, und er selber zwang durch sein anmaßendes, ja unverschämtes Benehmen d'Anthès, der mittlerweile die Schwester der Frau Puschkins geheiratet hatte, zum Duell.

„Der Pistolenschuß, der Puschkin tötete, erweckte die Seele eines jungen Dichters, er schrieb eine energische Ode, in der er voll jugendlicher Empörung ausrief: Rache, Kaiser, Rache!“ Sind auch diese Worte Herzens eine rhetorische Wendung, so enthalten sie dennoch die Wahrheit. Dieser junge Dichter Lermontow hatte bis dahin, 1837, bald dreiundzwanzig Jahre alt, wie wohl er vieles gedichtet und geschrieben, wenig für die Unsterblichkeit getan, und noch weniger veröffentlicht.³⁴ Er hatte Puschkin kurz vor dem Duell persönlich kennen gelernt, und der berühmte Dichter hatte des Unbekannten Verse als „glänzende Kennzeichen eines hohen Talentes“ anerkannt. Lermontow gehörte durch seine Herkunft noch nicht zu dem eigentlichen St. Petersburger high life, in dem sich auch die damaligen Koryphäen der Literatur — Puschkin, Schukowskij, Gogol, Sollohub, Odojewskij — bewegten; er wollte sich aber eine von sich aus beanspruchte Zugehörigkeit nicht nehmen lassen, sie nötigenfalls trotz aller Widerstände erzwingen. Lermontow war erbittert, da in dieser „großen Welt“ auch die Damen mit d'Anthès sympathisierten, und sogar seine — von ihm verehrte — Großmutter Puschkins eigener Unfähigkeit sein Schicksal zu lenken auch sein Ende zuschrieb.³⁵ Durch die Widersprüche krankhaft erregt schrieb er seine Ode „Auf den Tod des Dichters“, in der er des Herrschers Gerechtigkeit zur Rache gegen den frechen fremden Glücksritter und Mörder Puschkins anrief.³⁶ Das Gedicht fand handschriftlich schnelle Verbreitung und wurde — wie man sich erzählte — auch von Kaiser Nikolaus beifällig aufgenommen. Der junge Dichter war von den vielen Erregungen erkrankt, und ein Vetter, der Kammerjunker Nikolaus Stolypin,³⁷ besuchte ihn. Der Vetter lobte das Gedicht, doch mißbilligte er die Ausfälle gegen d'Anthès,

der als Mann von Ehre nicht anders habe handeln können: „Honneur oblige“. Lermontow brauste auf. Ein wahrhafter und echter Russe, meinte er, der noch nicht französiert, noch unverdorben, hätte jede Beleidigung vonseiten Puschkins ertragen, hätte nicht die Hand gegen ihn erheben können. In heller Wut nötigte er den Vetter, schleunigst das Zimmer zu verlassen. So gereizt setzte er noch sechzehn Verse zu dem Gedichte hinzu, und diese Zeilen besiegelten sein eigenes Geschick. „Doch ihr, hochgemute Nachkommen von Vätern, berühmt durch ihre Niederträchtigkeit,“ mit solchen Versen wendet sich der junge Husarenleutnant an die St. Petersburger Hofgesellschaft, „die ihr in gieriger Menge den Thron umsteht, der Freiheit, des Genius und des Ruhmes Henker!..... Doch es gibt, ihr Günstlinge der Verderbnis, es gibt ein Gericht Gottes!.....“ Ein Freund aus der Kindheit und von den Moskauer Universitätsjahren noch her, der mit Lermontow zusammenwohnte, las die Verse und war von ihnen begeistert. Er sonnte sich mit dem Dichter in dessen jungem Ruhme und bewog ihn, ihm es zu überlassen, Abschriften des Gedichtes mit Beifügung der hinzugedichteten Verse von neuem in Umlauf zu bringen. Der Erfolg war in seiner ersten Wirkung für die beiden Freunde recht übel. — Auf einer großen glänzenden Abendgesellschaft bei der Gräfin Fersen wandte sich Anna Michailowna Chitrowo, immer reich an Sensationen, lächelnd an den mächtigen Gendarmeriechef Grafen Benkendorf mit der boshaften Frage: „Haben Sie schon, Graf, die neuen Verse auf uns Alle gelesen, in denen la crime de la noblesse bloßgestellt wird, so nackt, wie nie die Welt es sah, von dem jungen Husaren Lermontow?“ Dann drehte sie sich zu den Umstehenden und rezitierte vor ihnen mit anzüglichem Pathos: „Doch ihr, hochgemute Nachkommen von Vätern, berühmt durch ihre Niederträchtigkeit, die ihr in gieriger Menge den Thron umsteht!“ Die Herren und Damen waren entrüstet. Benkendorf dachte bei sich: „Wenn Frau Chitrowo die Verse kennt, dann kennt sie auch bald

der Kaiser, ich muß ihm vorher die Sache unterbreiten“. Doch der Kaiser hatte schon mit der Stadtpost Lermontows Gedicht mit der Aufschrift „Aufruf zur Revolution“ — ob wohl von Frau Chitrowo — zugeschickt erhalten. Kaiser Nikolaus war sehr ungehalten, und nur der klugen Fürsprache Benkendorfs — er schätzte die Großmutter Lermontows und kannte ihre zärtliche Liebe zu dem Enkel — war es zu danken, daß die Strafe für den in Haft genommenen jungen Dichter nicht zu hart ausfiel. Er wurde vom Leibgardehusarenregiment in ein Dragonerregiment übergeführt, das seinen Standort im Kaukasus hatte. Der Druck seiner Dichtungen war vorerst verboten; er durfte sie in keinem Fall unter seinem Namen veröffentlichen.³⁸ Doch schon im nächsten Jahre erfolgte seine Zurückversetzung nach St. Petersburg in die Garde. Graf Benkendorf hatte die Bitten der 80 jährigen Großmutter tatkräftig unterstützt.

Lermontow hatte als Kind von noch nicht drei Jahren seine Mutter verloren und war von seiner Großmutter auf ihrem Gute erzogen worden. Diese, die vorzeitig verwitwete Frau Arsenjew, eine geborene Stolypin, übertrug nach dem schnellen Hingange der innig geliebten Tochter, ihres einzigen Kindes, die ganze Zärtlichkeit des Herzens auf ihr einziges Enkelkind. Von ihr verwöhnt und vergöttert bewegte sich der junge Lermontow im Kreise einiger Dutzend aristokratischer Tanten und Kusinen: der Stolypin, Arsenjew, Lopuchin, Schan-Girej, Werestschagin, Suschkow-Chwostow, Bibikow, Bachmetew, Rostoptschin. Er dichtete die jungen Schönen eine nach der andern an und verliebte sich in sie der Reihe nach. Es kränkte ihn sehr, wenn sie ihn als Knaben behandelten, seine Verse nicht ernst nahmen und sich an ihnen nicht berauschen wollten. Von Aussehen war er recht häßlich, untersetzt, etwas krumm, dunkelfarbig, also keineswegs schön wie Byrons Don Juan, der er gerne sein wollte. Er hatte auch ein recht bedeutendes Talent zum Zeichnen, Malen, Karikieren. Nach den äußeren Umständen war Lermontow ein Glücks-

kind. Doch war ihm eine unselige phantastische Melancholie angeboren; er verspottete und verfolgte seine Freunde und Freundinnen. Er glaubte nicht an die Realität der Bilder seiner Phantasie, ihm fehlten Illusionen, ohne Ideale litt er an einer Leerheit des Herzens, das doch so leidenschaftlich, so heldenhaft empfinden konnte. Er war bald vereinsamt, nun gab er sich stolz, anzüglich, herausfordernd, unverträglich. Selbst ein Mitglied der vornehmen Gesellschaft, griff er jeden erbarmungslos an, der sich nicht schlagfertig seines Spottes erwehren konnte; es belustigte ihn, wenn er ungestraft seinen Scharfsinn auf Kosten Anderer erweisen konnte. Lermontow ging selbst nicht durch die Schule des Lebens, die den Menschen arg zaust und schindet, und dadurch ihn erzieht und bildet. Den Spruch, den Goethe der Erzählung von seiner gährenden Jugendzeit vorangesetzt, daß es dafür gesorgt sei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, diesen Spruch will der russische Dichter für sich nicht gelten lassen, die Hybris, der ungezügelte Uebermut, bringt ihn zu Falle.

Dem Einflusse des geliebten Vaters war Lermontow durch die Großmutter entzogen worden, von ihm getrennt wuchs der Knabe ohne männliche Leitung auf. Der Vater war unbemittelt, während die reiche Großmutter nichts sparte, um dem Enkel durch kostspielige ausländische Hauslehrer, die nach ihrer Meinung beste Vorbildung zu geben. Er sprach Deutsch und Französisch so gut wie die Muttersprache, und auch Englisch verstand er. Als der Knabe fünfzehn Jahre alt war, forderte ihn der Vater von der Großmutter zurück, wie es zwischen ihnen vorher ausgemacht war. Die alte Dame war darüber empört, sie rief die Dankbarkeit ihres Lieblings an, und der Vater mußte gedemütigt, verbittert, allein abziehen und starb bald darauf. Lermontow boten diese Kämpfe in der Familie den Vorwurf zu seinem unreifen Trauerspiele mit dem deutschen Titel „Menschen und Leidenschaften“.³⁹

Nach der Zwischenzeit des Studiums in Moskau geriet Lermontow in St. Petersburg als Fähnrich und als Gardeoffizier

in eine recht leere, dazu unaufrichtige und heuchlerische Gesellschaft, und mit ihr im Strudel zweifelhafter Vergnügungen treibend blieb er vom lebendigen volkstümlichen Wesen getrennt.⁴⁰ Doch bei aller Ausgelassenheit ist das Angeld seines Herzens der Pessimismus. „Traue dir nicht, traue dir nicht, junger Schwärmer“, beginnt ein Gedicht (vom Jahre 1839), „fürchte wie ein Geschwür die Eingebung“. Und es wiederholen sich bei der Charakteristik seiner Helden die Verse: „Er ward betrogen, und er fürchtete sich zu trauen, nur deshalb, weil er einstmals jedem traute“ (so von „Ismael Bey“, 1832); und: „Dem Guten traute er seit langem nicht mehr, er traute nur deshalb nicht, weil er einst jedem traute“, (so vom „Bojaren Orscha“, 1835 bis 1836). Mit sechzehn Jahren dichtete er: „Ich bin nicht für die Engel und das Paradies vom allmächtigen Gott erschaffen. . . Wie mein Dämon bin ich ein Auserwählter des Bösen, wie ein Dämon, mit stolzer Seele, bin ich unter den Menschen ein unbekümmerter Wanderer, für die Welt und die Himmel ein Fremdling“. Und in seinem Epos „Dämon“, das ihn sein Leben hindurch beschäftigte, schildert er den Dämon am Eingang: „Er herrschte über die nichtige Erde und säte das Böse ohne Vergnügen; nirgendwo begegnete er einem Widerstande gegen sein Können, und das Böse ward ihm zum Ueberdruß“.

In Lermontows Dichtungen klingt die Weltmüdigkeit Heines wieder, aber noch mehr beherrscht ihn der Lebensüberdruß, wie er durch Byron, den englischen Lord, zur Mode geworden war. Lermontows Begeisterung für den englischen Dichter erwachte im Jahre 1830, — dem Jahre der Julirevolution, die ihn bewegte, und die er mit feurigen Strophen begrüßte, — als er den ersten Band der Lebensbeschreibung Byrons von Moore gelesen hatte. Er schrieb darauf die Verse: „Ich bin jung; doch brausen in meinem Herzen Töne, und Byron möchte ich erreichen: wir haben die eine Seele, dieselben Qualen. O, wenn doch das Schicksal das gleiche wäre“. Er möchte ebenso unglücklich wer-

den, wie Byron, und in einem Gemälde Rembrandts, des düstern Genius, erblickt er den schwermütigen, eigenwilligen Traum, den Drang der Leidenschaften und der Eingebung, alles das, wodurch auch Byron das Erstaunen erregt. Er beginnt nach Ähnlichkeiten in Byrons und in seinem Leben zu forschen, und besinnt sich der schottischen Herkunft seiner Ahnen.⁴¹ Es sind die schottischen Learmonth auf Learmonth's Tower am Tweed unweit von Walter Scotts Abbotsford, von denen Lermontow abstammt; sein Ahn Georg Learmonth war 1613 nach Moskau gekommen und vom Zaren Michael zum Hauptmann befördert und mit Ländereien und Leibeigenen beschenkt worden.⁴² Des Dichters Geist will nun zum Grabe Ossians fliegen in den Bergen seines Schottlands. Im Gedichte „Sehnsucht“ wünscht er ein Vogel, ein Rabe der Steppe zu sein, um nach Westen zu fliegen, wo die Felder seiner Vorfahren blühen, wo im öden Schlosse ihre Asche ruht; an der Mauer hängt ihr ererbter Schild, ihr verrostetes Schwert, er führte mit dem Flügel die Saiten der schottischen Harfe, daß ihr Klang durchs Gewölbe ertönte. Doch vergeblich sind seine Gedanken und Bitten wider das Geschick, zwischen ihm und den Hügeln seines Vaterlandes breiten sich die Wogen der Meere aus: „Der letzte Nachkomme kühner Streiter welkt dahin inmitten fremder Schneegefülde... Hier wurde ich geboren, doch meine Seele ist nicht von hier“.⁴³

Doch Lermontow wandelte sich und fühlte sich wiederum als Russe. „Nein, ich bin nicht Byron!“ ruft er in einem Gedichte aus: „ich bin ein anderer, noch bin ich ein unbekannter Auserwählter; wie er — ein Wanderer — durch die Welt gejagt, doch nur mit einer russischen Seele. Ich begann früher, ich werde früher enden, mein Geist wird wenigstens vollbringen“. Er bedenkt in seinen Dichtungen (so in dem an Byrons „Don Juan“ und „Beppo“ anklingenden unvollendeten Epos „Saschka“) andere Nationalitäten — Franzosen, insbesondere Deutsche — mit gelegentlichen boshaften Anspielungen und Seitenhieben.⁴⁴ Feind-

selig verhält er sich auch zu den Polen. Wie Puschkin 1831 „An die Verleumder Rußlands“, so richtet Lermontow 1835 in derselben Angelegenheit, am Eingang Puschkins Worte wiederholend, zornige und flammende Verse an die Wortführer der Völker, die für die verlorene Sache Litauens in vermessenem Wahnwitz ihre Stimme gegen den stolzen Ruhm Rußlands zu erheben und die glänzende Krone des russischen Zaren mit ihren schmutzigen Händen zu beflecken versuchten, da ihrer Art fremd sei alles, was hoch und edel. „In Sachen des Ruhmes“, verkündet Lermontow als russischer Seher, „sind das Volk und sein Zar untrennbar für immer verbunden. Wir gehorchen den Befehlen der segensreichen Macht untertänig, und wir vertrauen unserem Zaren, und wir werden alle fest und trotzig für seine Ehre eintreten, wie für unsere eigene“.⁴⁵ Und sollte er nicht auch in seinem Hauptwerke „dem Helden unsrer Zeit“ in dem Fähnrich, dann frischgebackenem Leutnant Gruschnitzkij, der dem Helden Petschorin gegenübergestellt ist, einen Polen gekennzeichnet haben, den leeren, eitlen 'Polen, der bloß aus Berechnung ein gewisses Russentum hervorkehrt?⁴⁶

Der russisch-polnische Schriftsteller Spasowicz, ebenso ausgezeichnet als gelehrter Jurist und mutiger Verteidiger des Rechts, wie nicht minder scharfsinnig als Literarhistoriker, weist darauf hin, daß Lermontow die Humanität Byrons fehlt; beide stellen in ihrer Dichtung nur sich selber dar, dem russischen Dichter geht jedoch ab, wovon der englische bei aller Verneinung, bei allem negierenden Pessimismus dennoch in vollem Maße durchdrungen ist, die Liebe zum Schwachen, der Haß gegen den Unterdrücker. Lermontow entnahm der Dichtung Byrons nur die verneinende Seite, die ihm freilich den Nutzen einbrachte, daß sie ihn vor Verflachung bewahrte, ihm das Vertrauen zur Macht der eignen Persönlichkeit gab, und Verachtung vor Zügellosigkeit einflößte, der er sich zu Zeiten vollauf ergeben zeigte.⁴⁷ Die leichte Grazie, die überlegene Ironie, den versöhnenden Scherz, den Geist, der

heiter durch die nicht enden wollenden Abschweifungen führt und keine Langeweile aufkommen läßt, die bezaubernde Liebenswürdigkeit Don Juans, alles, was den englischen Lord auszeichnet, erreicht der russische Dichter nicht, sein Pegasus ist ein Steppentpferd, im Aussehen verschieden, es kommt mit dem englischen Vollblutpferde nicht mit — wenn auch die beiden Reiter aus derselben einen vornehmen Welt zu stammen scheinen. — Lermontow ergeht sich gern in derselben Geheimnistuerei wie Byron, auch er gibt sich schlimmer als er ist: „Ich bin besser, als ich vor den Leuten scheine“. Die Helden Byrons sind die Vorbilder der dichterischen Gestalten. Lermontows, wie seines eigenen Charakters. „Herr Harold war im innern Herzen krank... auch gab er nie sich offen und gerad, und niemand liebt ihn!... Zwar blind für schöne Frauen war er nie; doch blieb er kühl, wie sich ein Weiser zeigt...“ Und wie Byrons Childe Harold, so wird auch Lermontows Held Petschorin durch „des Daseins Fluch“, „den Dämon Denken“, in die Fremde getrieben. Und auf ihn wie Lermontow selbst paßt die Charakteristik, die Byron von Lara entwirft: „Seltsam war in ihm und versteckt, was Haß und Liebe, Furcht und Neigung weckt... Die scharfe Zunge, die den Hohn im Herzen, nur wieder gibt die selbst empfundenen Schmerzen... Er trotzte dem nicht, was Vernunft uns lehrt; denn nicht sein Hirn, sein Herz nur war verkehrt... Es ist nicht blinde Wut, die ihn verwildert, nein, einer kalten Seele tiefstes Walten, die mitleidslos den Zorn weiß festzuhalten... Ihn zu durchschauen würde nie gelingen, doch leicht vermocht er andre zu durchdringen“.⁴⁸

Mit Byrons Romantik und Naturalismus hatte sich Lermontow auch die treue Wiedergabe der Lokalfarbe angeeignet, und im Kolorit, russisch oder kaukasisch, bewährt sich wunderbar seine Eigenart. Im Gedichte „Vaterland“ (aus seinem letzten Lebensjahre) bekennt er, daß er sein Vaterland liebe, doch liebe er es mit sonderlicher Liebe: Nicht der mit Blut erkaufte Ruhm, nicht die Ruhe stolzer Zuversicht, nicht der dunkeln Vergangenheit

starre Ueberlieferungen rührten freudig an sein Herz. Doch liebe er der Fluren kaltes Schweigen, der Wälder dumpfes Rauschen, der Ströme Brausen, die Dörfer, Steppen, strohgedeckte Hütten, und des Feiertags sei er bereit, im Tau des Abends bis gegen Mitternacht dem Tanze zuzuschauen, mitten im Gerede trunkener Bauern, wie sie stampfen und pfeifen...

Fest begründete Lermontow seinen Ruhm erst durch seinen Roman „Der Held unsrer Zeit“, von dem er Teile — 1839 — in der führenden Zeitschrift „Den Vaterländischen Blättern“ veröffentlichte, in Buchform erschien er 1840 vollständig. Der Roman wurde von „dem russischen Lessing“ Belinskij sehr günstig beurteilt; doch geradezu begeistert ließ sich über ihn gleich der offiziöse Publizist Bulgarin in der „Nordischen Biene“ aus: „Etwas besseres als den Roman“, schrieb er, „habe ich in russischer Sprache nicht gelesen“.⁴⁹

Dieser Held der Zeit, der 25 jährige Offizier Petschorin rechtfertigt sich auf seine Art vor seinem etwa doppelt so alten kaukasischen Kriegskameraden Maksim Maksimytsh, der ihm wegen seines unschönen kalten Benehmens gegen die Geliebte, die Kaukasierin Bela ins Gewissen redet, indem er von sich erzählt: „Ich habe einen unglücklichen Charakter, ob mich die Erziehung so gemacht hat, ob mich Gott so geschaffen — ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich selber nicht minder unglücklich bin, wenn ich Andern Unglück verursache“. Alle Vergnügungen, die man durch Geld erlangen kann, die Gesellschaft der großen Welt, sind ihm zum Ueberdruß geworden. Er sammelte Kenntnisse, die Wissenschaften wurden ihm nicht minder langweilig. So wurde ihm alles zum Ekel. Nach dem Kaukasus versetzt, war er nach einem Monat an das Sausen der Kugeln der Tschetschenzen, an die Nähe des Todes gewöhnt. „Ich weiß nicht“, sagt er, „bin ich ein Dummkopf oder ein Bösewicht; aber das ist gewiß, daß ich in jedem dieser Fälle sehr bemitleidenswert bin.... In mir ist die Seele durch die Welt verdorben, die

Einbildungskraft unruhig aufgeregt, das Herz unersättlich; mir ist in allem nicht genug: an die Traurigkeit gewöhn ich mich eben so leicht, wie an das Vergnügen, und mein Leben wird von Tag zu Tag leerer“. In der Erzählung „Fürstin Mary“ (nach dem „Tagebuche Petschorins“) zergliedert er die Regungen — die faustische Zwiespältigkeit — seines Wesens: zu einer hohen Aufgabe geboren, mit unermeßlichen Kräften der Seele begabt, habe er diese Aufgabe nicht erkannt, er habe sich von den Lockungen leerer und unedler Leidenschaften verführen lassen, aus ihrem Schmelzofen sei er hart und kalt wie Eisen hervorgegangen, und für immer habe er die Glut edler Antriebe verloren: „Und seit der Zeit, wie oft schon spielte ich die Rolle des Hammers in den Händen des Schicksals Wie das Werkzeug des Gerichts fiel ich auf das Haupt der gezeichneten Opfer nieder, oft ohne Grimm, immer ohne Mitleid... Meine Liebe brachte keinem Glück, weil ich nichts für sie opferte, die ich liebte: ich liebte für mich, für mein eigenes Vergnügen... und nie konnte ich mich sättigen“. Am Morgen, bereit zum Duell mit Gruschnitzkij, den er unbarmherzig am Rande des Abgrundes niederschleßt, in den dieser hinabstürzt, den thörichten jungen Menschen, den er, Petschorin, sehend schuldig werden läßt, — in der Frühe des herrlichen Morgens in den kaukasischen Bergen eröffnet Petschorin seinem Sekundanten Doktor Werner die Seele: „Schon seit langem lebe ich nicht mit dem Herzen, doch mit dem Kopfe... In mir sind zwei Menschen, der eine lebt in vollem Sinne dieses Wortes, der andere denkt und urteilt über ihn — aber ohne Anteil“. Doch ein tiefes Naturgefühl spricht sich in Petschorin überall aus: wie innig und wie wunderbar vernimmt er die Triebe in der ihn umgebenden Natur, wie angeregt blickt er an jenem frischen Morgen — dem todbringenden — in den Tautropfen, der auf dem breiten Weinblatte glitzernd erzittert und Millionen regenbogenfarbiger Lichter widerstrahlt. Wie er die Größe, die Unermeßlichkeit der Natur im Kleinsten begreift, und mit ihr eins sich fühlt und in sie aufgeht,

so erwachen in ihm und erstehen in ihm im Anblicke des Wirkens der Natur die anmutigsten und erhabensten Empfindungen, und wie die Natur, gibt auch er sich ohne Mitfreude und Mitleid, ohne Erbarmen.⁵⁰

Als charakteristisches Gegenstück zu Petschorin erscheint Maksim Maksimytsh. Es ist jener sympathische russische Offizier, einfach und bescheiden, bei gegebener Gelegenheit selbstbewußt die Würde wahrend und seinen Mann stehend, überquellend in seinem Gefühl, rechtschaffen von Herz und Gemüt, verständig im Urteil, in seiner biedern Ehrlichkeit geistig etwas beschränkt, wie man ihm im europäischen Rußland oft begegnet und ebenso in den asiatischen Grenzmarken, wie einem erfrischenden Quell unter schattigen Bäumen der Heimat. Er steht in keinen Beziehungen zu einflußreichen Kreisen, so mag er sich in jedem Feldzuge tapfer bewähren, er kommt dennoch über den Hauptmann nicht hinaus. Er ist der rechte Repräsentant des großen russischen Volkes von seiner gemütvollen Seite, tapfer und geduldig.⁵¹ Maksim Maksimytsh hat den jungen Petschorin liebevoll in sein Herz geschlossen, doch dessen Herzenskälte bringt ihm eine unheilbare Wunde bei.

Im Februar 1840 wurde Lermontow auf einem Balle bei der Gräfin Laval von dem Sohne des französischen Gesandten am St. Petersburger Hofe, des Geschichtschreibers Baron de Barante, wegen verschiedener Aeüßerungen zur Rede gestellt und nach kurzem Wortwechsel zum Zweikampf gefordert. Beide bewarben sich um die Gunst der jungen Prinzessin Marie Stscherbatow.⁵² Das Duell verlief unblutig. Barante tat einen Fehlschuß, und nun schoß Lermontow absichtlich in die Luft. Als er dieses auch vor dem Kriegsgericht angab, fühlte sich Barante von neuem beleidigt und zog des Gegners Aussage in Zweifel. Graf Benckendorf legte nun Lermontow nahe, Barante in einem Briefe um Entschuldigung zu bitten. Lermontow weigerte sich, es zu tun,

und wandte sich dagegen mit einem Gesuche an das Wohlwollen des Großfürsten Michael Pawlowitsch, worin er erklärte, es sei ihm unmöglich und wider sein Gewissen, seine wahre Angabe in Abrede zu stellen. Die Folge war, daß er in den Kaukasus in ein Infanterie-Regiment versetzt wurde. Auch hatte er sich die Gunst Benkendorfs verschert; aus einem Verteidiger des Dichters wurde der mächtige Graf sein Gegner.

Es war das zweite Mal, daß Lermontow in den Kaukasus verbannt wurde; vertraut waren ihm die Berge, seitdem er als zehnjähriger Knabe den kaukasischen Badeort Pjatigorsk besucht hatte, von der Zeit an war ihm seine starke Liebe zum Kaukasus heilig. Im Sommer 1840 langte er dort an, doch gedachte er seinen Abschied aus dem Kriegsdienst zu nehmen, wenn er ihn bloß zugebilligt erhielte. Es kam zu heißen Kämpfen mit den Bergvölkern; im Juli nahm Lermontow an dem blutigen Gefechte bei Walerik teil, das er in einem Gedichte geschildert und in einer Aquarellzeichnung dargestellt hat. Nun gewann er Geschmack am Kriege und an starken Erregungen.⁵³ Er erhielt das Kommando über eine bunte Schar von hundert Kosaken und Tataren und Freiwilligen, mit denen er auf eigene Faust Streifzüge gegen die Tschetschenzen unternehmen sollte.

Während der Enkel in der Ferne ständigen Gefahren des Krieges ausgesetzt war, wurde die besorgte Großmutter in St. Petersburg nicht müde, bei den Versuchen, durch die Vermittlung einflußreicher Personen bei Hofe seine abermalige Zurückversetzung nach St. Petersburg zu veranlassen. Ihre Bitte fand kein Gehör, doch glückte es ihr, ihm einen zeitweiligen Urlaub dorthin zu erwirken. Lermontow traf im Februar 1841, in der Butterwoche, zur Faschingszeit, in St. Petersburg ein und wurde in der Gesellschaft von den Damen sehr wohl empfangen. Der voreilige Besuch eines Balles bei der bezaubernden blutjungen Gräfin Alexandra Woronzow-Daschkow gleich am Tage nach seiner Ankunft verdarb ihm alles, man fand ein solches Benehmen

unschicklich und frech, und er mußte bald wieder zu seinem kaukasischen Regimente zurückreisen, um sich dort — wie er einem Freunde schrieb — den Abschied zu verdienen.⁵⁴ „Lebewohl, ungewaschenes Rußland, Land der Sklaven, Land der Herren, und ihr blauen Uniformsröcke, und du Volk, ihnen gehorsam! Vielleicht vermag ich mich hinterm Rücken des Kaukasus vor deinen Paschas zu verbergen, vor ihrem allsehenden Auge, vor ihrem allhörenden Ohr.“⁵⁵ So rief der scheidende Dichter der Heimat nach. Der Pascha, den er meint, ist Graf Benkendorf. — Vor der Abreise erklärte Lermontow in St. Petersburg dem mit ihm gleichaltrigen Grafen Wladimir Sollohub: „Ja, ich fühle, daß ich wirklich Talent besitze. Ich denke allen Ernstes daran, mich der Literatur zu widmen. Ist es mir vergönnt, aus dem Kaukasus zurückzukehren, so trete ich aus dem Dienst, — und dann wollen wir mit vereinten Kräften eine Zeitschrift herausgeben.“⁵⁶ In derselben Nacht reiste er nach Moskau ab, und hier war es, wo er mit Bodenstedt zusammentraf. In einem Wirtshause, unter jungen Aristokraten, ließ Lermontow seinen Witz an einem harmlosen Fürsten aus, der ihm nicht schlagfertig genug antworten konnte. Die Kellner traktierte er mit den gemeinsten russischen Redensarten. [Wer hört in Rußland diese Unflätigkeiten nicht?] „Die ganze Unterhaltung seit seinem Eintreten“, berichtet Bodenstedt, „war mir ins Ohr geklungen, als ob jemand auf Glas gekritzelt hätte“. Am nächsten Abend traf Bodenstedt Lermontow im Salon seiner Tante, der Gräfin Mamonow, an und lernte ihn nun in seiner ganzen Liebenswürdigkeit kennen: „denn er konnte auch weich und sanft sein wie ein Kind, und im allgemeinen war eine tiefernte, oft melancholische Stimmung bei ihm vorherrschend.“⁵⁷

Im August 1840 war Madame Adele Hommaire de Hell, die geistvolle Frau des französischen Konsuls in Odessa, eines Bergingenieurs, in Pjatigorsk mit Lermontow zusammengekommen, und im Oktober hatten sie sich ein Rendezvous in Jalta in

der Krim gegeben. Die anmutige Französin, ein wenig leichtthin wie eben eine elegante Landsmännin und Zeitgenossin Balzacs, selber Dichterin und die „pittoreske“ Mitarbeiterin ihres Mannes an dessen Reisebeschreibung, war begeistert — wie sie schreibt — „von dem größten russischen Dichter nach Puschkin“. Er widmete ihr ein französisches Gedicht, das in poetischem Lichte ihre erste Begegnung schildert, sie korrigierte es ihm und beantwortete es mit einem Gedichte „Le Rossignol (auch: „Bulbul“) à Lermontove“.⁵⁸ In ihren Briefen an eine Freundin (in Frankreich) klagt sie über die losen Streiche des Taugenichtses, dessen Worten man keinen Glauben schenken dürfe, doch gefällt er ihr bei alledem sehr: „Zwischen uns ist alles rein. Wir sind beide Poeten“. Sie stelle seine Verse höher, als die Verse, die ihr Alfred Musset gewidmet habe. Er sei ein großer Poet, doch nicht für Rußland geboren; sein Ahn sei mit seiner Heerschar aus dem freien England ausgezogen. Doch befürchtet sie für ihn von seiner ungestümen Gemütsart das schlimmste; es sei ihr leid um ihn: „il finira mal“.

Zusammen mit seinem Vetter Alexis Stolypin⁵⁹ unternahm Lermontow seine Reise von Moskau in den Kaukasus — es sollte für ihn die letzte sein —, und zu Anfang des Sommers 1841 trafen beide im Badeorte Pjatigorsk ein. Sie fanden hier Kameraden aus St. Petersburg vor, unter ihnen Nikolaus Martynow. Noch galt Lermontow bei weitem nicht allen seinen Landsleuten als bedeutender Dichter; ja in der Meinung der Nächsten war er bloß ein schlechter Offizier, der nicht befördert wurde, dazu ein Geck und minderwertiger Poet, ein Hampelmann nach dem Bilde Byrons und Puschkins. Lermontow war mit dem um zwei Jahre jüngern Martynow zusammen auf der Kriegsschule gewesen,⁶⁰ auch war er mit dessen Familie von Jugend auf befreundet, eine Schwester des Freundes gefiel ihm, und auch ihr war er nicht gleichgiltig, als Sechzehnjähriger hatte er an sie ein altklug

belehrendes Gedicht gerichtet, — um so weniger aber liebte den Dichter die Mutter der Schönen.⁶¹ — Lermontow war erfreut in der Leerheit des Badelebens dem Freunde sein Herz erschließen zu können. Martynow hatte vor kurzem als Major den Abschied genommen, jedoch die malerische tscherkessische Tracht mit dem Waffenschmuck beibehalten, den wallenden langhaarigen Filzmantel, die hohe Lammfellmütze, den langen Dolch. Das kam dem spottsüchtigen Lermontow gerade recht, und er begann den Kameraden durch Karikaturen, die er schnell hinzeichnete, und durch Spitznamen, die er ihm beilegte, lächerlich zu machen, und alles das absichtlich in Gegenwart junger Mädchen, und auch der Töchter des Kosakengenerals Wersilin, deren einer Martynow den Hof machte. Der Verfolgte redete aufrichtig mit dem bösen Freunde und bat ihn, die unangebrachten Scherze zu lassen; doch Lermontow lachte und stellte Martynow frei, gleiches mit gleichem zu vergelten. Auf einem Balle bei Wersilins trieb es Lermontow zu arg, so daß ihm Martynow in der Nacht auf dem Nachhausewege erklärte, er müsse den unerträglichen Spöttereien ein Ziel setzen, wenn Lermontow ihn noch weiter zum Gegenstande seines Witzes machen wolle, so werde er ihn zum Aufhören zwingen. Lermontow verbat sich die Predigt, ihr Ton gefalle ihm nicht, Martynow könne ihm nicht verbieten, über ihn zu reden, wie und was er wolle: „Anstatt leerer Drohungen“, fügte er hinzu, „tättest du besser, wenn du handeltest. Du weißt, daß ich ein Duell nie ablehne, also, damit erschreckst du niemand“.⁶²

So kam es am 27./15. Juli 1841 zum Duell. Alle waren sie Freunde unter einander, die sich gegen Abend — da sich die Schatten lang und gespenstisch dehnten — am Fuße des Maschukberges zusammenfanden, auch Alexis Stolypin war zugegen. Ein Arzt fehlte, die Pjatigorsker Aerzte hatten sich geweigert, dem Zweikampf beizuwohnen. Nach der Vereinbarung konnte jeder der Duellanten schießen, wann er wollte, sei es von seinem

Standort, sei es, daß er an die Barriere heranträte. Martynow verstand nicht zu schießen, er hielt zum drittenmal im Leben eine Pistole in der Hand; er dachte nicht daran, den Freund zu treffen, trat an die Barriere und wartete auf seinen Schuß. Lermontow stand ruhig da, wollte er auf den Kameraden nicht schießen, bot er ihm die Brust frei dar: schieße, wenn du es kannst! — Martynow zuckte die Hand, er drückte an den Hahn, der Schuß erscholl, und tödlich getroffen fiel Lermontow zur Erde. Martynow eilte zu ihm, beugte sich über ihn und küßte zum letztenmal den Mund des Dichters, der kein Wort mehr sprach.⁶³ — Der Leichnam lag noch unter nächtlichem Himmel auf feuchtem Felde, als sich ein furchtbares Gewitter aus einer schwarzen Wolke entlud und das Grollen des Donners von den Bergeswänden wiederhallte.

Anmerkungen und Exkurse.

Das gesamte hierzu gehörige bibliographische Material findet sich in der von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg herausgegebenen, von Prof. D. J. Abramowitsch redigierten und kommentierten, kritischen „Vollständigen Sammlung der Werke M. J. Lermontows“, vornehmlich im biographischen Schlußbande. (Polnoe sobranie sočinenij M. Ju. Lermontova. Tom 1 — 5. S.-Peterburg 1910 — 1913.) Band 5 enthält auch (S. 102 — 115) den von mir bearbeiteten bibliographisch-literarhistorischen Teil „Lermontow in Deutschland“ (Lermontov u nemcev). — Das Jahr 1914 hat eine beträchtliche Anzahl Publikationen zur Jahrhundertfeier des Geburtstages Lermontows gebracht, wiewohl der Krieg hinderlich und die Flut eindämmend dazwischen kam. — Ich erwähne noch meine Aufsätze „Varnhagen und die russische Literatur“ in der Sonntagsbeilage zur „Vossischen Zeitung“ vom 19. Juli 1914, und „Lermontow. Ein Urbild russischer Zwiespältigkeit“ in der „Vossischen Zeitung“ vom 27. Juni 1920.

1. Drey Lustspiele wider Schwärmerey und Aberglauben
1. Der Betrüger, 2. Der Verblendete, 3. Der sibirische Schaman.
Von J. K. M. d. K. a. R. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai 1788.

2. Melgunow, geboren 1804 im Gouvernement Orel, gestorben den 4. Febr. 1867 in Moskau, entstammte einem altadligen Geschlechte. Er stand mit dem Moskauer Literarhistoriker Schewyrew in vertrauter Freundschaft. Slavophilen, wie dieser, hielten ihn für einen einseitigen „Westling“ (Zapadnik), doch er selber gab es nicht zu. Er schreibt einmal an Schewyrew aus Moskau: „Ich bin ein Vertriebener. Ihr aber seid für mich Alchymisten, die Gold in der russischen Geschichte suchen. Gold werdet ihr nicht finden, doch werdet ihr auf viel Gutes und Tüch-

tiges stoßen, und was die Hauptsache ist, ihr werdet in den Russen die Begierde zur Selbsterkenntnis erwecken. Das ist euer Verdienst, das man euch nicht nehmen kann! Und deshalb Friede mit euch! Reich mir die Hand, und mag jeder nach Kräften arbeiten zum Ruhme der Menschheit“. Aus L'ac-sur-mer (in der Normandie) schreibt vom 12./24. Juli 1846 Melgunow demselben: „Nicht der Westen fault, doch der Osten blüht, aber wie im Westen so im Osten trägt ein Teil des Volkes, und zwar der beträchtlichere, in sich die Möglichkeit der Wiedergeburt und einer großen Zukunft, und der kleinere Teil fault wirklich und geht seinem Untergange entgegen. Es faulen die Bourgeoisie und die sogenannten leitenden Klassen, aber es schreiten vorwärts die vom Schicksal Benachteiligten. Je mehr ich mich mit den Bauern bekannt mache, mit dem Volke verschiedener Länder, um so mehr gemeinsames finde ich zwischen ihnen. Wieviel gibt es nicht hier (unter den Bauern der Normandie) Einfachheit, Reinheit der Sitten und Herzlichkeit“. Vergl. den Aufsatz von A. J. Kirpičnikov: „Meždu Slavjanofilami i Zapadnikami. N. A. Mel'gunov“ in „Russkaja Starina“, Bd. 96, St. Petersburg 1898. — Siehe auch über Melgunows Persönlichkeit bei H. König: Aus dem Leben. 2. Teil. Stuttgart 1840. Seite 155 — 232: „Die Russen in Deutschland“.

3. Ich entnehme die Auszüge aus mancherlei Briefen der in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin aufbewahrten Varnhagen von Enseschen handschriftlichen Sammlung.

4. Der Titel seiner Broschüre lautet: „Geschichte eines Buches“ (Istorija odnoj knigi).

5. H. Königs Literarische Bilder aus Rußland in ihrem wahren Lichte dargestellt von N. Gretschn. Aus dem Russischen übersetzt von W. v. Oe. (es soll Oertel sein). Berlin 1840.

6. Melgunow verwahrte sich — vom 29. März/10. April 1840 —, in No. 112 der „Beilage“ zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 21. April 1840, gegen die gemeinen Anwürfe und wollte — ironisch — es nicht für möglich halten, daß Gretschn ihr Verfasser sei: bis zu dem Grade könne sich dieser nicht erniedrigen. Von Gretschn erfolgte eine Gegenerklärung, datiert: St. Petersburg, den 23. April (5. Mai) 1840, in einer andern deutschen Zeitung — der Ausschnitt daraus findet sich in der

Varnhagen von Enseschen Sammlung —; er nannte Melgunows Anzeige heuchlerisch, absurd, abgedroschen.

7. Sie hat den Titel: N. Gretsich und die russische Literatur in Deutschland. Hanau 1840.

7a. Siehe dazu die Abhandlung „Lomonosow“ von Friedrich Dukmeyer in den „Preußischen Jahrbüchern“, Bd. 140, S. 247 — 264. Berlin 1911.

8. Handschriftlich in der Varnhagen von Enseschen Sammlung.

9. Zum Schlusse gibt Schott die vollständige Uebersetzung von Lermontows „Lied von dem Zaren Iwan Wasiljewitsch, dem jungen Opritschnik und dem verwegenen Kaufherrn Kalaschnikow“.

10. Diese Formulierung Jordans geht auf die in Rußland in der literarischen Wertung die erste Stelle einnehmenden „Vaterländischen Blätter“ (Otečestvennyja Zapiski) zurück, auf Grund deren er für seine „Jahrbücher“ vorerst (1843) eine „Kurze Skizze der Geschichte der russischen Literatur“ zusammengestellt hatte. — Gleich am Anfang war in den „Jahrbüchern“ eine Uebersicht von Schewyrew über „Die gegenwärtige Richtung der russischen Literatur“ erschienen; doch hatte die Redaktion dazu erklärt, daß sie keineswegs der Ansicht dieses russischen Literaturhistorikers beipflichten könne, als sei die russische Literatur in dem Grade emporgestiegen, daß sie sich in der Belletristik, besonders im Roman, mit den westlichen Literaturen messen könne. — An Lermontow hebt hier Schewyrew die Einfachheit und Vollendung der äußeren Form in seinen Erzählungen hervor. Lermontow sei jedoch Puschkins Satellit gewesen, der augenblicklich mit der Erscheinung des Planeten zugleich auf dem Firmament erglänzte, aber auf demselben Gebiete wieder verlosch, weil er nicht imstande war, selbst eine besondere Welt für sich zu sein.

11. Ludwig Geiger behandelt im „Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur“, Bd. 15, Berlin 1912, S. 163 — 197, „Wilhelm Wolfsohn, sein Leben und seine Werke“.

12. Handschriftlich in der Varnhagen von Enseschen Sammlung.

13. Vgl.: Auerbach und Wolfsohn. Von Prof. Dr. Ludwig

Geiger. Sonntagsbeilage Nr. 9 zur Vossischen Zeitung, vom 3. März 1912.

14. Roman Freiherr Budberg-Benninghausen schickt seiner Uebersetzung von Lermontows Dichtung „Der Novize“ (Berlin 1842) an seinen geliebten Freund und Landsmann Boris Freiherrn Uexküll ein Widmungsgedicht voraus, datiert: Berlin im Dezember 1841, in dem es heißt: „Noch immer klingt dein Wort in meinen Ohren, — Als du mir freudig jüngst ein Buch gezeigt: „Ein neuer Dichter, Freund, ist uns geboren, — Ein zweiter Puschkin für die Welt vielleicht! — Ihn hat ein gütger Himmel auserkoren, — Daß nicht mehr länger Rußlands Muse schweigt! — Drum laß und freudig schwören seinen Fahnen, — Er wird uns kühn den Weg des Ruhmes bahnen! — Doch! ach vergeblich, Freund, dein schönes Hoffen: — Auf Rußlands Dichtern liegt ein schwerer Fluch: — Vom Pfeil des Todes ist der Aar getroffen... — Was geb ich Worte meinem Schmerze länger? — Du hast ihn selbst gekannt! Dein Auge weint — Ach! nicht allein um den entschlafnen Sänger, — Es weint zugleich um den entschlafnen Freund! — Ein gleiches Streben hatte fest und enger — Mit jedem Tage Euren Bund vereint, — Den ewgen Bund aus Freiheit, Kunst und Wissen, — Den jetzt des Todes starke Hand zerrissen! — Nimm mich an seiner Statt! Ich bin sein Bote; — In deutscher Sprache bring ich sein Gedicht: — So ists der Lebende, und so der Tote, — Der hier zu Dir mit Freundesworten spricht...“

15. Bela ist die Tochter eines muhammedanischen Häuptlings oder Fürsten. Sie wird von ihrem halbwüchsigen Bruder gegen ausbedungenen Lohn Petscherin zugeführt, und von diesem betört; in leidenschaftlicher Liebe gibt sich ihm das junge Mädchen zu eigen. Er wird ihrer bald überdrüssig, sie welkt dahin, ein abgewiesener alter tscherkessischer Freier versucht sie aus der russischen Bergfestung zu rauben, sie wird ihm in den Bergen von den verfolgenden Russen wieder abgejagt, doch vorher bringt er ihr mit seinem Dolche eine tödliche Wunde bei und entrinnt.

16. Ueber „Schukowskij und seine deutschen Freunde“ berichtet in der St. Petersburger Zeitschrift „Russkij Bibliofil“ (1913) der St. Petersburger Professor J. Schljapkin, auf Grund

nicht veröffentlichter Urkunden in der Varnhagen von Enseschen Sammlung.

17. Vgl. Anmerkung 14.

18. Biographisch und bibliographisch wertvoll ist das Buch: Deutsche Dichter in Rußland. Studien zur Literaturgeschichte. Von Jegór von Sivers. Berlin 1855.

19. Von Dr. Robert Lippert, dem Uebersetzer Puschkins, berichtet Bodenstedt in einem Briefe an seinen Verleger Decker (1853), daß er ohne ein Wort russisch zu verstehen, seine Uebersetzungen mit Hilfe seiner Frau, einer geborenen Russin, kurzerhand und schnell vollende.

20. Zuerst erschien ein Bruchstück aus „Bela“ und sollte als Probe dienen, „damit eventuell respektable Buchhandlungen dadurch veranlaßt würden, den Verlag des ganzen Werkes zu übernehmen“. Es fand sich aber kein Verleger, und nun folgten in den „Originalien“ die Hauptstücke des Romans unverkürzt.

21. Handschriftlich in der Varnhagen von Enseschen Sammlung.

22. In einer Besprechung dieser Uebersetzung in den „Blättern für literarische Unterhaltung“, Leipzig, Nr. 4, vom 19. Januar 1854, S. 78, charakterisiert Jegór von Sivers die Gestalten der Dichtung, kargt nicht mit dem Lobe des Dichters, und gibt wertvolle literarhistorische Hinweise.

23. Es erschienen noch von Boltz, wie von andern Uebersetzern — auch während der Vorherrschaft Bodenstedts — einzelne Gedichte Lermontows in verschiedenen Zeitschriften und Gedichtsammlungen. Die drei letzten Gedichte Lermontows, verdeutscht von Karl Stern, veröffentlicht der baltische Dichter Graf Nikolaus Rehbinder in dem von ihm herausgegebenen „Baltischen Album“ (Dorpat 1848).

24. In seinen späteren Vorlesungen über die „Geschichte der Literatur der Gegenwart“ (1853) meint Mundt, daß neben andern Lermontow mit interessanten Novellen zu nennen sei, und im Anschluß an seinen Namen hebt er „die geniale Helene Hahn, geb. Fadejew“ hervor, als wollte er sie über Lermontow stellen. Mundt stützt sich wahrscheinlich auf das gründliche „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte“ von J. G. Th. Gräbe (1848), der jedoch Helene Hahn, „die russische George Sand“, Ler-

montow nicht etwa überordnet. Sie lebte gleichzeitig mit Lermontow und schied jung wie er aus dem Leben.

25. In einem Briefe an seinen späteren Verleger Decker (1852) und auch sonst noch tut sich Bodenstedt etwas darauf zu gute, daß er diese ganze Auflage seiner unreifen Arbeit selbst aufgekauft und das Buch verbrannt habe, daß keine Spur davon geblieben, und das habe er getan, wiewohl es bereits in deutschen wie in russischen Blättern die freundlichste Beurteilung gefunden hätte, insbesondere durch Alexander Herzen, der da behauptete, daß seine Uebersetzungen den Originalen völlig ebenbürtig seien. Prüft man diese Angaben nach, so sieht man, daß die Urteile doch etwas anders lauteten. In den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (Dezember 1844) wird die Uebersetzung bemängelt; Herzen empfiehlt wohl Bodenstedts „schöne Uebersetzung“, doch mehr im Hinblick auf die andern schlechten Uebersetzer (z. B. Lippert), ihm kommt es vielmehr darauf an, in seiner Abhandlung „Von der Entwicklung der revolutionären Ideen in Rußland“ („Aus dem russischen Manuskript“ in Adolf Kolatscheks „Deutscher Monatsschrift“, Bremen 1851) die russischen Dichter selbst zu kennzeichnen. Puschkin ist für Herzen (oder „Iskander“, wie er sich pseudonym nennt) der eigentliche russische Dichter: „Kaum erschienen, wird er auch schon notwendig, unentbehrlich, gleichsam als hätte man ihn erwartet, als hätte man ihn nicht entbehren können . . man liest ihn das ganze Leben wieder und wieder. — Lermontow, dessen Seele ein männlicher und feuriger Gedanke nie verließ, Lermontow sah zu klar, um irgend etwas Tröstliches zu erblicken oder an irgend etwas Teil zu nehmen; aber gewöhnt an diese Reihe finsterer vergifteter Gedanken, an den tiefen Skeptizismus, war es ihm unmöglich sich in seine Lyrik zu flüchten. Er zog dieses Bleigewicht von Zweifeln in allen Phantasien, allen Genüssen sich nach“.

26. Bodenstedt teilt in einem Briefe (Januar 1852) seinem Verleger — Rudolf von Decker in Berlin — mit, daß er den sämtlichen poetischen Nachlaß Lermontows, Gedrucktes wie Ungedrucktes, in Lermontows eigener Handschrift besitze. In einem späteren Briefe spricht er von der vielen Mühe, die ihm das schwierige Entziffern der teilweise im Feldlager mit Bleistift geschriebenen und halb verwischten Manuskripte mache. Im Mai

schreibt er demselben, seine Verdeutschung des Lermontowschen Nachlasses werde das vollständigste Werk dieser Art sein, was existiere: „Da außer mir Niemand den handschriftlichen Nachlaß meines verstorbenen Freundes besitzt“. Diese Behauptung ist aus der Luft gegriffen. Bodenstedt hatte als unbekannter junger Hauslehrer den gefeierten, schroff unzugänglichen Aristokraten Lermontow in Moskau flüchtig kennen gelernt, der — auf der Durchreise — ihn kaum sonderlich beachtet haben wird. In seinen „Erinnerungen“ (1888) erzählt Bodenstedt, daß ein naher Verwandter des Hauses seiner Zöglinge ihm Abschriften von den herumlaufenden ungedruckten Gedichten Lermontows verschafft habe. — Der russische Historiker Michael Semewskij berichtet in einer Abhandlung über Bodenstedt (Russkaja Starina, Band 54, 1887), daß er ihn gebeten habe, ihm die russischen Handschriften von einigen Gedichten Lermontows mitzuteilen, die Bodenstedt ins Deutsche übersetzt, von denen jedoch der russische Text unbekannt sei. Bodenstedt habe ihm erwidert, er könne die Handschriften nicht mehr finden. Nun schrieb ihm Semewskij, er werde öffentlich seine Zweifel daran aussprechen müssen, daß sie je vorhanden gewesen seien, und daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als diese angeblichen Gedichte Lermontows für Bodenstedts eigene Produkte zu erklären. Bodenstedt antwortete ihm, das beunruhige ihn nicht, doch wolle er nach den Handschriften weiter suchen. Gefunden hat er sie nicht.

27. Aus Kassel, wo er sich im Herbst 1852 aufhielt, berichtet Bodenstedt seinem Verleger, es lebe kein halbwegs wohlhabender Edelmann in ganz Hessen, der nicht seine Bearbeitung des Lermontowschen Nachlasses besitze.

28. Handschriftlich in der Varnhagen von Ense'schen Sammlung.

29. Noch im Jahre 1852 zeigten die Uebersetzung lobend an „Die Blätter für literarische Unterhaltung“, „das Magazin für die Literatur des Auslandes“ und am ausführlichsten in vielen Nummern mit Wiedergabe umfangreicher Proben „die Beilage“ zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung“. — Im Jahre 1866 gab Bodenstedt alle seine russischen Uebersetzungen — Lermontow, Puschkin und andere russische Dichter — aufs neue in seinen „Gesammelten Schriften“ heraus, sie wurden ausführlich von

Karl Frenzel im „Deutschen Museum“ (1866) besprochen. — Wenig erfreulich für Bodenstedt läßt sich über ihn in einem eigenen Buche — „Prinzipien der Uebersetzungskunst, zugleich praktisch nachgewiesen an einer Uebertragung des „Dämon“ von Lermontow“, Breslau 1876 — der Realschuldirektor Dr. Gustav Weck aus. Er untersucht Bodenstedts Uebersetzung, weist ihre Mängel nach und kommt zum Schlusse: „Lermontow ist überall knapp, energisch, gewählt in Wort und Reim und trotzdem einfach und natürlich, Bodenstedt weitschweifig, wäßrig, salopp und doch zu oft unnatürlich und gezwungen“.

30. „Lermontows Werke. Herausgegeben von Arthur Luther“, in „Meyers Klassiker-Ausgaben“, Leipzig, Bibliographisches Institut 1922. Luther benutzt für seine beschränkte, doch reichhaltige Auswahl die Arbeiten verschiedener, älterer und neuer, Uebersetzer und ergänzt sie durch eigene, so durch seine Uebersetzung „Eines Helden unserer Zeit“. Besonderen Wert verleihen dieser deutschen Ausgabe die bibliographischen, literarhistorischen und kritischen Zugaben Luthers: eine Lebensbeschreibung des Dichters, Einleitungen und Anmerkungen zu den einzelnen Dichtungen. Luther vermochte vollauf aus den russischen Quellen zu schöpfen; ehe er Bibliothekar an der Deutschen Bücherei zu Leipzig wurde, war er bis zum Ausbruch des Weltkrieges Professor in Moskau.

31. Eine ebenso gründliche wie ästhetisch anregende französische Biographie Lermontows ist von E. Duchesne, Paris 1910, erschienen; sie reiht sich würdig an die russischen Werke von Vvedenskij, Viskovatov, Kotljarevskij an. Wir schöpfen für unsere Abhandlung unmittelbar aus den Quellen. — Vgl. auch noch die Bibliographie über Lermontow bei N. K. Pikschanow: *Dva veka russkoj literatury*. Moskva & Petrograd 1923. S. 103 bis 109.

32. Innig und rührend sind z. B. die Gedichte „Der Engel“, „Das Gebet“, „Das Wiegenlied der Kosakin“; Grausamkeit und Härte walten vor bei den Lermontowschen Helden Hadschi Abrek, Selim, Ismael Bey, dem Bojaren Orscha, Petschorin, Arbenin im Drama „Die Maskerade“, von den drei Helden im „Liede vom Zaren Iwan Wasiljewitsch“ ganz abgesehen. — Die Namen „Arbenin“, „Petschorin“ und andere kehren zur Benennung gleich-

artiger Charaktere in verschiedenen Dichtungen und Fragmenten wieder.

33. Der jugendliche Freund Puschkins, Graf Sollohub, berichtet, wie sehr Puschkin darunter litt, daß er, der größte Dichter und Schriftsteller des Landes, jedoch ohne Stellung und Rang und Würden im Staatsdienst, von der Hofgesellschaft mit Geringschätzung behandelt und dem geringsten Staatsschreiber nachgesetzt wurde. — Als Puschkin gestorben war, brachte der mannhafteste Publizist und Redakteur des „*Journals des Ministeriums für Volksaufklärung*“ Krajewskij die Nachricht mit einem Trauerrande. Der Kurator des St. Petersburger Lehrbezirks Fürst Dondukow Korsakow machte ihm deshalb ernste Vorstellungen im Namen des Ministers Grafen Uwarow: Ein Verseschreiber verdiene keinen Trauerrand in einer offiziellen Zeitschrift. „Was war denn Puschkin?“ hatte der Minister ärgerlich gefragt: „stand er im Staatsdienst, war er ein Feldherr, ein Minister, ein Staatsmann? Nichts von alledem?“

34. In einer Eingabe, in der sich Lermontow vor dem Kriegministerium wegen seiner vermessenen Ode mit seiner Jugend und Heftigkeit rechtfertigen wollte, erklärt er, daß er vorher wohl verschiedene Kleinigkeiten geschrieben habe, die vielleicht noch von einigen seiner Bekannten aufbewahrt würden. Eine kaukasische poetische Erzählung „Hadschi Abrek“ sei in einer Zeitschrift abgedruckt, ein Drama in Versen „Die Maskerade“ habe ihm das Theater als unaufführbar zurückgegeben, weil in dem Stücke zu heftige Leidenschaften und Charaktere vorkämen, und weil auch die Tugend darin ungenügend belohnt würde.

35. In der Folge legen die Russen den Ausgang Puschkins lediglich dem Fremden zur Last, und auch nach der Meinung Herzens wurde er „von einem jener fremden Spadassins getötet, die ohne Heimat, ohne väterliches Erbe, wie die Söldlinge des Mittelalters oder der heutigen Schweiz, ihre Dienste dem Despotismus verkaufen“. Noch einseitiger schildert Bodenstedt den Vorfall. Einen objektiven Bericht finden wir jedoch in den „Erinnerungen“ des Grafen Sollohub. Er hatte in Dorpat studiert, und trat dann in St. Petersburg in den Staatsdienst. Er kam in Gesellschaften mit Puschkin zusammen, ohne mit ihm näher bekannt zu werden. In dienstlicher Angelegenheit begab er sich

nach Twer, wo er im Hause des liebenswürdigen erblindeten alten Bakunins die herzlichste Aufnahme fand, und auch seinen Sohn Michael kennen lernte, der in der Folge so viel von sich reden machte. Hier erhielt er zu seinem Erstaunen eine Herausforderung Puschkins zugesickt. Am Vorabend seiner Abreise von Petersburg hatte er sich auf einer Abendgesellschaft mit Frau Puschkin unterhalten und in harmloser Weise mit ihr gescherzt. Das einfache Gespräch wurde von anderen Damen zu einer großartigen Geschichte aufgebauscht, und der Ehemann forderte deshalb den jungen Menschen, fast noch ein Kind, zum Zweikampf. Das unpassende Duell wäre auch beinahe schon in Moskau zum Austrag gebracht worden, wiewohl Puschkin damit nur das Gerede der großen Welt, auf das er großes Gewicht legte, zum Schweigen bringen wollte. Er erklärte selber dem Geforderten, er fühle sich nicht durch ihn beleidigt, doch der Name, den Sollohub trage, die Gesellschaft, in der beide verkehrten, zwänge ihn dazu, von ihm Genugtuung zu verlangen, um sich nicht vor der Welt zu kompromittieren. Sollohub war entschlossen, auf den Dichter nicht zu schießen, sondern sein Feuer ruhig auszuhalten. Schließlich wurde der törichte Streitfall beigelegt. Puschkin war sehr besorgt um seine Stellung in der großen Welt. „Il n'y a qu'une seul bonne société“, sagte er später einmal zu Sollohub, „c'est la bonne“. — Im Jahre 1833 war der 21 jährige Baron Georges d'Anthès (auch Dantés geschrieben) nach St. Petersburg gekommen. Er war Kammerpage der Herzogin von Berry gewesen, als Legitimist mochte er nicht unter dem Bürgerkönig in Frankreich leben. Er gewann die Gunst des Kaisers Nikolaus, der ihn mit einem Monatsgehalt bedachte — er war unbemittelt — und ihn zum Leutnant im Chevaliers-Gardes-Regiment der Kaiserin ernannte. Puschkin stand bald mit d'Anthès auf gespanntem Fuße, weil er glaubte, daß dieser seiner Frau zu eifrig den Hof machte. Puschkin vergötterte seine Frau, die eine Schönheit mit blondem goldigem Haar war, und schenkte ihr sein unbegrenztes Vertrauen. Sie war eine Zierde der vornehmen Gesellschaft und wurde von den übrigen jungen Frauen und Mädchen beneidet. Um sie zu Hofbällen einladen zu können, wurde Puschkin zum Kammerjunker ernannt. „Der Sänger der Freiheit spielte in der Hofuniform, als Begleiter seiner

schönen Frau, eine klägliche, wenn nicht lächerliche Rolle. Puschkin war da nicht Puschkin, sondern Höfling und Ehemann. Das hat er tief und schmerzlich empfunden“. Auf einer Abendgesellschaft beim Fürsten Wjasemskij sagte er plötzlich, d'Anthès trage einen Ring mit dem Bilde eines Affen. Dieser trug nämlich als Legitimist das Porträt „Königs Heinrich V.“ (des Grafen von Chambord, Sohnes des Herzogs von Berry) am Finger. „Betrachten Sie diese Züge“, rief sofort d'Anthès, „sehen sie wohl Herrn Puschkin ähnlich?“ — Puschkin hatte ein afrikanisches Aussehen. Aus altem russischen Adelsgeschlechte stammte er von mütterlicher Seite von einem Neger, Hannibal, ab, den Peter der Große gekauft und in Frankreich zum Genieoffizier hatte ausbilden lassen. Der Neger brachte es bis zum General, erhielt vom Zaren Ländereien und russische leibeigene Bauern geschenkt, und starb als angesehener russischer Gutsbesitzer. — Puschkin machte nach seiner Verheiratung mit Natalie Gontscharow ein großes Haus, und auch d'Anthès besuchte ihren Salon. Da verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, der junge Franzose mache der Frau des Dichters in auffallender Weise den Hof, und der gereizte Ehemann verbot ihm sein Haus. Bald darauf gingen Puschkin anonyme Briefe zu, die ein schmutziges französisches Pasquill — auch ein Ehrendiplom des Großmeisters des Ordre des Cocus über die Aufnahme Puschkins in diesen Orden — enthielten, das gegen die Ehre seiner Frau gerichtet war; auch sonst war es in der Gesellschaft in Umlauf. Der erbitterte Dichter konnte hinter den Urheber der Niederträchtigkeit nicht kommen. (Nach Puschkins Tode hielt man den Fürsten Gagarin — den späteren gelehrten Jesuitenpater — für den Verfasser. In der Folge traf aber der Verdacht den Fürsten Peter Dolgorukow, der damals mit Gagarin zusammen gewohnt hatte.) Puschkin wußte sich nicht anders zu helfen, um sich vor der großen Welt zu rechtfertigen, als daß er sofort d'Anthès als den Urheber des ganzen Handels zum Zweikampf fordern ließ. Später betraute er Sollohub mit der Führung der Angelegenheit. D'Anthès hatte die Forderung angenommen, aber einen Aufschub von zwei Wochen erbeten. Sollohub erklärte er, daß es ihm unbegreiflich sei, was Puschkin von ihm wolle, und daß er sich nur ungern schießen würde, und nur, wenn Puschkin ihn

dazu zwänge. Es stellte sich zudem heraus, daß die Liebeshwürdigkeit d'Anthès der Schwester der Frau Puschkin, Fräulein Katharina Gontscharow galt, die er heiraten wollte. Puschkin sollte die Forderung freiwillig zurücknehmen, dann erst, erklärte d'Anthès, sei er in der Lage, den Heiratsantrag machen zu können. Der geschickten Vermittlung Sollohub's und des Sekundanten des Gegners, Vicomte d'Archiac, Sekretärs bei der französischen Botschaft, gelang es, Puschkin zur Zurücknahme seiner Forderung und zu der Erklärung zu bewegen, „daß Herr d'Anthès sich im vorliegenden Fall als Mann von Ehre bewährt, als Ehrenmann gehandelt habe“. Am Abend desselben Tages wurde die Verlobung der Schwägerin Puschkin's mit d'Anthès gefeiert. Dies geschah Ende November 1836. D'Anthès war mittlerweile von dem sehr reichen holländischen Gesandten am St. Petersburger Hofe Baron Heeckeren adoptiert worden und nannte sich seitdem auch Baron Heeckeren. Er war nun nicht mehr auf ein russisches Gehalt angewiesen, er war selber reich. Puschkin's wahnwitziger Haß warf sich bald auf den älteren Heeckeren, ihn hielt er für den Urheber des Pasquills. (Auch Bodenstedt macht sich die russische Anschauung zu eigen. In seinen „Erinnerungen“ nennt er den alten Baron Heeckeren, mit dem er Mitte der sechziger Jahre in Wien persönlich zusammengekommen war, „einen eitlen, sittlich unzurechnungsfähigen Gecken“, „einen aalglatten windigen heimtückischen Diplomaten“, „einen alten Sünder.“) Einige Tage nach der Verlobung seiner Schwägerin nahm Puschkin Sollohub in sein Kabinett zu sich und sagte: „Ich werde Ihnen jetzt meinen Brief an Heeckeren den Vater vorlesen. Mit dem Sohn bin ich fertig, jetzt kommt der Alte an die Reihe“. — „Seine Lippen bebten, seine Augen waren blutunterlaufen“, berichtet Sollohub. „Er war so fürchterlich, daß ich erst jetzt vollkommen begriff, daß wirklich Negerblut in seinen Adern floß“. Sollohub zog noch am selben Abend den bei Hofe angesehenen Dichter Schukowskij ins Mittel, und dieser verhin-derte durch seinen Zuspruch die Absendung des Briefes an den holländischen Gesandten. Der Brief strotzte von ungeheuerlichen Beschuldigungen und maßlosen Beschimpfungen. Anfang Dezember mußte Sollohub in dienstlichen Angelegenheiten die Hauptstadt auf längere Zeit verlassen. Vor seiner Abreise zeigte

ihm d'Archiac einige gedruckte Blankette mit humoristischen Versen, wie sie in Wien von der vornehmen Welt den ganzen Winter zu unterhaltenden Mystifikationen benutzt worden waren. Unter diesen Blättern befand sich auch das gedruckte Original jenes Pasquills, das Puschkin erhalten hatte, und das ihn so sehr erbitterte. Das Gedicht war also nicht einmal gegen Puschkins Frau abgefaßt, sondern einfach die Abschrift eines Wiener Elaborats. Den 10ten Januar 1837 (alten Stils) heiratete d'Anthès Katharina Gontscharow. Sollohub stellt ihm das Zeugnis aus, daß er ein guter Gatte, und nach dem Tode seiner Frau ein zärtlicher Vater war. „Er hat sich aufgeopfert“, sagt Sollohub, „um das Duell zu vermeiden. Das unterliegt keinem Zweifel“. Doch das Verderben nahm seinen Gang. Durch ein französisches Bonmot, das er leichtfertig vor seiner Schwägerin aussprach, und das ebenso sie wie ihre Schwester, seine junge Frau, betraf, erregte d'Anthès Puschkins unbändigen Zorn. Denn Frau Puschkin hatte die Eigenschaft, alles, was sie nur vernahm und was sie irgend bewegte, ihrem Manne brühwarm mitzuteilen, damit goß sie russisches Oel in afrikanisches Feuer. Puschkin schickte nun sofort, ohne sich zu besinnen, den unverschämten Brief, den er Sollohub vorgelesen, auf Schukowskijs Zureden aber zurückbehalten hatte, um einiges vermehrt, dem Gesandten Heeckeren zu. Die unausbleibliche Antwort war eine Herausforderung, die d'Archiac im Namen d'Anthès d'Heeckeren, des Adoptivsohnes, überbrachte. Baron Heeckeren, der Vater, gab an, daß er sich als Gesandter wegen seiner offiziellen Stellung nicht schlagen könne. Puschkin wählte an Stelle des abwesenden Grafen Sollohub den Obersten Danzas zum Sekundanten. (Bodenstedt berichtet nach dessen Angaben von dem Duell.) Am Nachmittage des 27sten Januars 1837 (alten Stils) trafen sich die Gegner jenseit der Newa, der russischen Hauptstadt entrückt in finnischer Umgebung. Zuerst schoß d'Anthès und traf Puschkin tödlich in den Unterleib, Puschkin stürzte zu Boden; im Schnee liegend, auf die linke Hand gestützt, gab er seinen Schuß ab, er wollte d'Anthès töten, so lang er es noch konnte, doch verwundete er ihn bloß. Puschkin starb zwei Tage darauf. — Zwei Wochen nach seiner Hochzeit war d'Anthès von seinem Schwager zu dem Zweikampf genötigt worden. Er wurde von dem russischen

Kriegsgericht zum Tode verurteilt, doch, vom Kaiser begnadigt, zum Gemeinen degradiert und aus Rußland verwiesen. Er trat später in die Dienste Louis Napoleons, als ausgesöhnter Legitimist und Royalist, und wurde im neuen französischen Kaiserreich Senator und Kammerherr. Als französischer Gesandter besuchte er Berlin und kam auf kurze Zeit auch wieder nach St. Petersburg. Fünfundzwanzig Jahre nach dem St. Petersburger Ereignis traf Sollohub mit d'Anthès in Paris zusammen. „Wissen Sie“, erzählte er, „als mich der Feldjäger bis zur Grenze begleitet hatte, händigte er mir im Auftrage des Kaisers ein versiegeltes Paket ein, mit den Dokumenten, welche meine unglückliche Geschichte betrafen. Dieses Paket liegt bis jetzt unversehrt in meinem Schreibtisch. Ich habe nicht den Mut gehabt es zu öffnen“. — Nein, nicht den jungen Franzosen trifft die Schuld. Der Widerstreit, in den sich Puschkin selber — nach dem Dezember- oder Dekabristenaufstande 1825 — gebracht, den er selber wollte, hetzte ihn in den elf Jahren in den Tod. Der polnische Dichter Mickiewicz berichtet uns davon: „In Puschkin einzig und allein lebte und bestand die russische Literatur. Kaiser Nikolaus empfing ihn — 1826 — in persönlicher Audienz und stimmte ihn um. Nun verspottete Puschkin den Enthusiasmus, das Philosophenwesen und den Liberalismus. Man schrieb und behauptete, er habe sich der Regierung verkauft; das erfüllte mit Bitterkeit seine Seele, er fing an, das Publikum zu hassen, schleuderte die giftigsten Epigramme gegen Oeffentlichkeit und gegen seine Feinde. Er war in Verzweiflung, er warf die Blicke nach rechts und links und fragte um sich herum; und wohin er blickte, sah er ein völliges Nichts. Er kam sich vor, wie verlassen und verraten von seinen Freunden und band mit der ganzen Welt an ...“ (Vergl. auch die Abhandlung „Puschkin und Dantés“ in Julius Eckardts anonym erschienenem Buche: „Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft. Von einem Russen“. Leipzig 1874. S. 155 — 195.) Ein umfangreiches russisches Werk über „Das Duell und den Tod Puschkins“ von P. E. Schtschegolew ist 1916 in St. Petersburg erschienen (2. Auflage 1917), und 1922 ebenda die Abhandlung von A. S. Poljakow „Ueber den Tod Puschkins“ auf Grund neuer Materialien.

36. Vorangeschickt sind der Ode als Leitspruch oder Vorton die Verse „Aus einer Tragödie“: „Rache, Herrscher, Rache! Ich falle Dir zu Füßen! Sei gerecht und strafe den Mörder...“ Duchesne weist nach, daß sie — ins Russische übersetzt — der Tragikomödie „Venceslas“ des französischen Dichters Rotrou (1609 — 1650) entlehnt sind, also nicht Lermontow selbst zugehören, wie bisher immer, so auch von Bodenstedt, angenommen wurde.

37. Er war später Gesandter in Stuttgart und im Haag.

38. Das Gedicht Lermontows auf den Tod Puschkins — dieser starb den 10. Februar (29. Januar) 1837 — wurde zum erstenmal russisch 1858 gedruckt, während Bodenstedts deutsche Uebersetzung davon schon 1852 erschien. Zu dieser Zeit war eben von d'Anthès Heeckeren in allen Zeitungen die Rede gewesen; er war in diplomatischer Sendung Napoleons nach Berlin gekommen und hier auch von dem anwesenden Kaiser Nikolaus empfangen worden. Die Erinnerung an sein Duell mit Puschkin war aufgefrischt worden. Nun hat Bodenstedt in blindem Uebeeifer, der bloß entschuldigt erscheint durch die allgemeine Unkenntnis der wahren Sachlage, in seiner Uebersetzung von „Lermontoff's Klagegesang am Grabe Alexander Puschkin's“ eigene Ausfälle gegen d'Anthès — oder „den Herrn von Heeckeren“, wie er ihn in einer Anmerkung nennt — geschmacklos genug hineingedichtet, von denen im Lermontowschen Original nichts zu finden ist. Bei Bodenstedt „spritzt ihr Gift auf den Dichter die fremde Schlange“, dann wandelt sie sich in eine Katze: „Leicht mag die Katze eine Nachtigall — Zerfleischen mit der schleichend-scharfen Tatze, — Doch ihrer Stimme wonnevollen Schall — Ersetzt uns nicht das glatte Fell der Katze!“ — Durch Bodenstedts Uebersetzung in die Irre geführt, macht deshalb Dr. Lösch in einer Abhandlung „Ueber den russischen Dichter Lermontoff“, im „Album des Literarischen Vereins in Nürnberg 1857“, dem Dichter, den er sonst für den deutschen Leser über Puschkin stellt, dennoch wegen seines Gedichtes auf den Tod Puschkins blinde Leidenschaft zum Vorwurf. — Hochbetagt starb d'Anthès 83 Jahre alt, im November 1895 im Elsaß.

39. Er verfaßte das Stück, 16 Jahre alt, 1830, veröffentlicht wurde es zuerst 1880. Als Dichtung ist es schwächlich, altklug;

Bedeutung gewinnt es bloß als Beitrag zur Entwicklungsgeschichte und Charakteristik des Dichters. In dem Trauerspiele werden die Lebensumstände einer reichen russischen Gutsbesitzerin dargestellt, die in ihrem Dorfe je nach Laune und Willkür mit ihren Haussklaven schaltet und waltet. Diese adlige Großmutter ist ein böses altes Weib, die der Jugend, die sie verzärtelt, die Freiheit nimmt, und sie durch Unvernunft quält und bis zum Selbstmord treibt. Klatsch bewegt ihren Haushalt, von der verleumderischen leibeigenen Haushälterin wird sie genasführt; Backfeigen, Püffe werden jeder Zeit nach allen Seiten ausgeteilt, nach Herzenslust läßt sie ihre Leute die Peitsche fühlen, und droht ihnen mit dem ihr zustehenden Rechte der Verschickung nach Sibirien.

40. Als es bekannt wurde — diese Anekdote findet sich auf einem Blättchen in der Varnhagen von Enseschen Sammlung verzeichnet —, daß sich Lermontow mit Versemachen abgebe, nahm der Oberst seines Regiments daran großes Aergernis, ließ ihn kommen, und sagte ihm mit ernstem Wohlwollen: „Ich höre, Sie machen Verse! Ich muß Ihnen aber sagen, daß sich das für einen Offizier nicht schickt, dafür sind die Poeten, die treiben dergleichen“. Die väterliche Mahnung des Obersten war vielleicht nicht so unverständlich, denn die Verse, von denen er gehört haben mochte, konnten vor der Zensur eines Sittenmeisters nicht bestanden haben. In einem längeren Gedichte „Mongo“ (vom Jahre 1836) besingt Lermontow z. B. den nächtlichen Ritt zweier Husarenoffiziere auf der Chaussee nach Peterhof; sie wollen eine Petersburger Tänzerin überraschen, die in der Abgeschiedenheit eines Landhauses, das ihr ein Gutsbesitzer von der Wolga aus Kasan großmütig eingerichtet hat, zurückgezogen lebt. Der eine Held, kenntlich durch den Spitznamen Mongo, ist Lermontows Vertrauter und Vetter Alexis Stolypin (in der vornehmen Gesellschaft bekannt als „le beau Stolypine“ oder „la coqueluche des femmes“), der Bruder jenes Nikolaus. Stolypin, mit dem der Dichter wegen d'Anthès in Streit geriet. Der andere Held ist „Majoschka“, Lermontow selbst. Dieser Spitzname, den der Dichter sich beilegt, ist die russische Umformung von „Monsieur Mayeux“, einem phantastischen mißgestalteten Ungeheuer, bekannt durch seine Abenteuer aus dem Pariser Karikaturen-Blatte

Charivari. Lermontow schildert sich selber in Majoschka als jungen Offizier, der sich die Faulheit zum Gesetz gemacht habe, er urteile zu Zeiten kühn, öfter jedoch gar nicht. Manche wollten an ihm den Stempel eines ausschweifenden Lebens bemerken, doch verwahre er in seinem Herzen das Angeld künftigen Grames; der verderbliche Stachel der Spöttereien begegne einem eisernen Panzer in seiner Eigenliebe. Die Worte wäge er vorsichtig ab; doch sei er voreilig in seinen Handlungen. Manchmal, nüchtern, lüge er gottlos; doch schweige er bei Trinkgelagen. Und scherzhaft schließt der Dichter die Charakteristik seiner eignen Person mit den Worten ab: „Wehe, mein lieber Leser! — was soll ich tun, er war nun einmal so“. Die beiden Husaren sind, begünstigt vom Schatten der Bäume, durchs Fenster ins Zimmer der Tänzerin gestiegen, und Mongo sucht die erschreckte und erzürnte Schöne zu besänftigen, während Majoschka trübselig zusieht. Plötzlich brechen mit dem Gutsbesitzer aus Kasan fünfzehn trunkene Zivilisten ins Zimmer, und um die Tänzerin nicht bloßzustellen, verlassen die tapferen Husaren den Raum wieder mit keckem Sprung durchs Fenster. „Halt ein, verstumme Lyra!“ ruft der Dichter: „Solltest du, Verehrerin der Uniform, ekelhafte Frackträger besingen!“

41. Zur Zeit, da Lermontow die Kriegsschule besuchte, schrieb er seinen Basen und deren Freundinnen französische Briefe und unterzeichnete sie mit „M. Lerma“, denn er wollte damals von dem berühmten spanischen Geschlechte seine Herkunft ableiten. Im Traume soll ihm der spanische Vorfahr, Herzog Lerma, erschienen sein, er zeichnete sein Portrait mit Kohle auf eine Wand im Lopuchinschen Hause und malte es dann auch auf Leinwand. Es hat große Familienähnlichkeit mit dem Maler selbst. Dieses Bild schenkte er Alexis Alexandrowitsch Lopuchin, von dem es späterhin in das Lermontow-Museum (bei der Nikolaus-Kavallerie-Schule in St. Petersburg) gelangt ist. Er verfaßte auch ein Drama „Die Spanier“. Den Namen Lerma behielt er bei einigen der Damen zur vertraulichen Bezeichnung für immer. Die übliche Schreibung des Namens des russischen Zweiges war Lermantow, erst unser Dichter änderte sie für sich — der schottischen gemäß — in Lermontow um. — Das hinderte ihn aber nicht, zwei Kameraden in der Kriegsschule, Naryschkin und Uwarow, die — im Auslande vorgebildet

— mangelhaft Russisch sprachen, deshalb böse zu foppen und Naryschkin verächtlich „Franzos“ abzutaufen.

42. Es ist urkundlich festgestellt, daß im Jahre 1613 bei der Belagerung durch die Russen der von den Polen verteidigten Stadt Belaja sechzig Irländer und Schotten, die auf seiten der Truppen des polnischen Königs kämpften, zu den Russen überliefen. Unter ihnen befand sich „der schottische Deutsche (škotskij nemeč) Georg Lermant.“

43. „Lermontow steht, wenn man will“, meint Alexander Herzen, „Byron weit näher, als Puschkin“.

44. Dabei hat Lermontow Gedichte von Goethe („Ueber allen Gipfeln ist Ruh“) und Heine („Ein Fichtenbaum steht einsam“) sehr schön ins Russische umgesetzt, ja selber einiges in deutscher und in französischer Sprache gedichtet, und einem seiner Dramen zum russischen Text den deutschen Titel „Menschen und Leidenschaften. Ein Trauerspiel“ gegeben. Wie Lessing seine Charakteristik der Franzosen, denen er so vieles und grundlegendes verdankte, gewiß nicht damit erschöpft haben wollte, daß er in einem Franzosen einen Menschen vorführte, der lächerlich deutsch spricht, betrügen als *corriger la fortune* gutheißt, und sich Riccaut de la Marliniere nennt; so dürfen wir auch Lermontow schlechtweg eine derartige Torheit nicht zumuten. Wir wollen von dem Gewäsche der Großmutter in „dem Trauerspiel: Menschen und Leidenschaften“ absehen, die den Enkel nach Frankreich schicken will, aber nicht über Deutschland, da sie die Deutschen nicht leidet; wiewohl ihr unklar bleibt, wie das zu bewerkstelligen wäre, da er den Seeweg meiden soll. Halten wir uns bloß an das Epos „Saschka“ (1836 vom Dichter begonnen, doch nicht vollendet). „Mein Beutel ist leer wie der Kopf eines Franzosen“, ruft der Held, Saschka einmal aus; und ein andermal fragt der Dichter in demselben ironisierenden Epos in einer Byron nachgeahmten Abschweifung: „Wodurch ist wohl der Deutsche besser als der Slave? Nicht etwa deshalb, daß er überall, wohin ihn auch das Schicksal verschlägt, sein Vaterland und seine Kartoffeln findet. Ist das ein Volk! Auch ohne Talent regiert es und dient für Geld, selbst bedrückt es alle, doch schlägt man es — klagt es nicht. Ist das ein Stamm! Jedweder Teufel bei ihnen ist Baron, und Professor gar — jeder ihrer Schuster!“ — Den Uebergang zu den Polen bietet uns ein Epigramm Lermontows (vom Jahre 1841), das gegen den offiziellen St. Peters-

burger Publizisten Senkowskij gemünzt ist: „Er schimpft abgeschmackt: also ist er — Deutscher; er lobt: man sieht, daß er — Pole“.

45. Einem politischen Zusammenschlusse, einer geistigen Vereinigung aller Slaven, der Idee der Slavophilen standen Puschkin und Lermontow fremd gegenüber. Alexander Herzen berichtet von dem ihm persönlich wohlbekannten Puschkin, daß er 1826 aus der Verbannung zurückkehrte, dem Befehle des neuen Kaisers Nikolaus folgend. Er kam in der Hofcharge des Kammerjunkers goldverbrämt zu Hofe. „In diesem Mangel an Stolz“, schreibt Herzen, „in dieser verdächtigen Elastizität, diesem Mangel an Widerstand erkenne ich den Russen... Er war Russe. Die brutale Staatsgewalt gefiel ihm aus nationalem Instinkt; aus Instinkt fand das barbarische Gefühl, Gesinnungen mit Kugeln zu beantworten, ein Echo in seiner Seele“. Puschkins Freunde, die Aufständischen vom Dezember 1825, waren verhaftet, verbannt, gehenkt. „Alles war traurig, finster, entsetzt. Er begegnete auf einen Augenblick dem andern slavischen Dichter Mickiewicz. Sie reichten einander die Hand wie auf einem Kirchhof, der Sturm sauste, Puschkin kam aus dem Exil, Mickiewicz ging in die Verbannung. Ihre Begegnung war düster, voll Poesie, aber sie verstanden einander nicht. Die Zeit, in der zwischen Polen und Russen ein Verständnis möglich, war noch nicht gekommen“. — Mickiewicz selbst führt in einem Aufsätze über Puschkin aus, wie der Krieg gegen Napoleon die russischen Heere bis in den fernsten Westen Europas führte und den intelligentesten und bewegtesten Teil der russischen Nation mit den Deutschen, Franzosen und Engländern in die genaueste Berührung brachte. Der Krieg hinterließ in den Gemütern der entschlossenen Vaterlandsverteidiger eine Masse halbverdauter und oft übelverstandener Freiheitsideen, die auch in der Heimat ihren zersetzenden Einfluß auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse nicht verleugnen konnten. Eine Folge war der Dezemberaufstand (1825), mit dessen Führern Puschkin sympathisierte, und nur lächerlich geringfügige Zufälle, die seinen Aberglauben erregten, dem er nachgab, bewahrten den zum Kampfe bereiten Dichter vor der Beteiligung. Der Aufstand wurde von dem durch den Verzicht des Bruders auf den Thron gelangenden Kaiser Nikolaus blutig niedergeworfen.

„So endete eine Verschwörung“, schreibt Mickiewicz, „die in der edelsten Absicht den Zustand der slavischen Völker zu verbessern hervorgerufen, aber nicht im Stande war, die feste Stütze einer einzigen Grundidee zu finden. Diese geheimen Verbindungen bestanden aus der edelsten, tätigsten, feurigsten und vortrefflichsten Jugend Rußlands. Niemand von ihnen hatte Privatrache oder Gewinnsucht vor Augen. Alles Krumme, Falsche in den Schriften, welche die Verschwörung machte, hatte seinen Ursprung nicht im Herzen der Leute, die ihr angehörten, sondern in der falschen, negativen Idee“.

46. Schon aus dem Namen — Grusznicki in polnischer Schreibung — klingt es verdächtig polnisch; die polnischen Adels- und Wappenbücher, nennen die Familien Gruszczyński, Gruszecki. Dieser junge Mensch verbindet sich mit einer Rotte, an deren Spitze ein Dragonerhauptmann steht, um aus Eifersucht den bisherigen Freund durch ein unehrliches Duell aus dem Wege zu räumen. Petschorin durchschaut ihr Spiel und handelt nach seinem Grundsatz, Perfidem mit Perfiderm Schach zu bieten. Der Name des Hauptmanns, wie seiner Spießgesellen, wird nicht genannt, nur des einen Vornamen und Patronymikon „Iwan Ignatjewitsch“ erwähnt Petschorin, „seinen Familiennamen hat er nie gehört“. Die Deutung dieser sonderbaren Unkenntnis bleibt dem Leser überlassen. Am Eingang der Erzählung („Prinzessin Mary“), es ist eine Icherzählung des Helden Petschorin, berichtet dieser von Gruschnitzkij, er gelte dem Rufe nach für außerordentlich tapfer, doch habe er ihn im Gefechte gesehn: er fuchtele mit dem Säbel, schreie und stürze vor, mit zugekniffenen Augen: „Das ist gelt nicht russische Tapferkeit“. (Budberg übersetzt — 1843 — harmlos: „Das ist nicht wahre Tapferkeit“, indem er im Sinne des Dichters „russisch“ als gleichbedeutend mit „wahr“ und „echt“ begreift.) Einmal warnt Petschorin im Gespräche Gruschnitzkij vor der Prinzessin Mary: „Ja, sie ist nicht übel... Aber sieh dich vor, Gruschnitzkij, die russischen Fräulein hegen meistens nur eine platonische Liebe, ohne sie mit dem Gedanken an eine Ehe zu verbinden“. So spräche doch wohl nicht ein Russe zum andern Russen. — Gruschnitzkij ist verliebt in die Prinzessin Mary, die ihm Petschorin aus boshafem Mutwillen abspenstig macht, um dann dem jungen Mädchen, das ihm ihre Liebe

in der 'Aufwallung' gesteht, kühl und verständig mit knappen Worten zu erklären: „ich liebe Sie nicht!“ So machte es auch der Dichter selbst. Neben dem Gegenspieler Gruschnitzkij tritt noch des Helden Vertrauter Doktor Werner als Persönlichkeit hervor. Er ist Arzt, Skeptiker und Materialist, zugleich im Grunde seines Wesens Poet und sympathisch. „Wiewohl sein Name Werner lautet, so ist er doch Russe“, bemerkt Petschorin. Man will annehmen, daß das Urbild zu Werner ein Doktor Mayer, ein bedeutender, für seine Freunde sich aufopfernder Mann war, den Lermontow 1837 in Stawropol im Kaukasus kennen lernte. Mayer schrieb einem Freunde, nachdem er die Erzählung von der Prinzessin Mary gelesen hatte, in betreff ihres Verfassers: „Pauvre sire, pauvre talent“.

47. Der Literaturhistoriker Julian Schmidt ist der Meinung, daß Puschkin und Lermontow besser erzählen als Byron, „aber wenn sie anfangen zu reflektieren, und das tun sie gern, so sind ihre Gedanken von einer merkwürdigen Unreife. Bei Lord Byron die wilde Unruhe in Gedanken, die einander jagen und vertreiben; bei den andern ein gewisses Gähnen der Leere, das grimmig nach seinem Inhalt sucht und ihn nicht findet“.

48. In Lermontows Dichtung „Ismael Bey“ erkennen wir in der als Selim verkleideten Sara auch unter anderem Himmel Laras treuen Pagen Kaled wieder, das Mädchen, das ihn grenzenlos liebte. — Doch Lara, als Russe verkleidet und vergrößert, mit zeitgemäßem französischem Einschlag, mit der Zutat der blinden vernichtenden Eifersucht Othellos, ist Lermontows Arbenin in dem Drama „Die Maskerade“ aus den Jahren 1834/35. (Vergl. auch Anm. 34). Arbenins Herz ist kalt, seine Einbildung schläft, sich selber entfremdet, sind ihm alle fremd. Die Jugend hat er beim Glücksspiel verbracht, im Kreise liebreizender Betrügerinnen, die ihn heiß und kurz liebten, ohne daß er eine liebte; doch auch er hat Liebe und Haß empfunden und furchtbar gelitten, bis er den Stempel des Fluches über seinem Leben erkannte, und kalt die Seele gegen jedes Gefühl und Glück der Erde verschloß. Jetzt gleicht sie, düster und tief, der Tür eines Grabmals; wem die sich einmal öffnet, der ist auf ewig darin vergraben. Ein Verdacht gilt ihm als Beweis; keine Verzeihung, kein Mitleid kennt er, wenn er sich beleidigt wähnt, nur Rache; nur Rache

ist dann sein Gesetz und Ziel, und kalte teuflische Verachtung gegen alles. So vergiftet er in blinder Eifersucht seine unschuldige schöne junge Frau, auf einen bloßen eigenwilligen Verdacht hin, auf den Wogen der Verleumdung als Spielzeug treibend.

49. Trotz der Empfehlung Belinskij's in „Den Vaterländischen Blättern“ fand die erste Auflage des Romans keinen rechten Absatz, deshalb wandte sich der Verleger Glasunow an Bulgarin mit der Bitte um eine Besprechung. Diese hatte den Erfolg, daß die Auflage im Umsehn vergriffen war. — Es ging aber auch das Gerede, die Großmutter Lermontows habe — ohne Wissen und Zutun des Dichters — Bulgarin zwei Rezensionsexemplare des Romans mit Einlage von fünf Hundertrubelscheinen zugeschickt. Belinskij deutet darauf hin, indem er Bulgarins Begeisterung in der Rezension als „erkauft“ bezeichnet.

50. Alexander Herzen schreibt über Lermontows „Helden unsrer Tage“: „Denn alles dieses ist nichts als seine Beichte, sein Geständnis, welch nagende Qualen! Sein Held ist er selbst“. — Julian Schmidt urteilt: „Im ‚Helden unsrer Tage‘ wird schließlich der Inhalt des Lebens in einem wüsten Hazardspiel gesucht; ein Spiel mit dem Leben und Verhängnis, ohne allen weitem Zweck, nur um durch künstliche Aufregung sich wirklich einmal zu fühlen“. —

51. Eine gleichartige Gestalt ist der Kapitän Chlopow in der kaukasischen Kriegsgeschichte „Ein Ueberfall“ von Leo Tolstoi.

52. Der Prinzessin Stscherbatow ist — wie jeder anderen der von Lermontow verehrten Schönen — ein hübsches Gedicht gewidmet, in dem der Verehrer ihren lieblichen Eindruck mit dem einer milden Nacht der Ukraine vergleicht; aber ihr galt auch ein häßliches Epigramm, in dem derselbe Dichter das Antlitz und gewisse Rundungen der Angebeteten „des Franzosen“ anzüglich bespöttelt.

53. So schreibt Lermontow aus Pjatigorsk in einem Briefe vom 12. Sept. 1840 (alten Stils) an Alexis Alexandrowitsch Lopuchin.

54. Der Brief ist aus St. Petersburg, Ende Februar 1841, an D. S. Bibikow gerichtet. Lermontow teilt ihm noch mit, er werde nicht die tröstliche Freude haben, ein rotes Bändchen im Knopfloch zu tragen, wenn er den Zivilrock anzöge; denn er sei zwar wegen seiner Teilnahme am Gefechte bei Walerik zu einem

Orden vorgeschlagen gewesen, man habe aber seinen Namen auf der Eingabe in St. Petersburg gestrichen.

55. Diese Verse wurden erst 1887 gedruckt.

56. In einer Novelle „Die Große Welt“, die er im Auftrage der Tochter des Kaisers Nikolaus Großfürstin Marie verfaßte, skizziert Sollohub die Stellung Lermontows in dieser Welt, er nennt ihn Leonin; doch erscheint Lermontow in dieser Gestalt ziemlich geckenhaft und unbedeutend. Später ist Sollohub — er starb 1882 — anderer Meinung: Die russische Literatur habe durch den vorzeitigen Tod Lermontows mehr verloren, urteilt er, als durch den frühen Tod Puschkins und Gogols: Was hätte er nicht alles noch leisten können? — Auch von dem nur um vier Jahre jüngeren Iwan Turgenjew haben wir einen Bericht über Lermontow, den er im ganzen zweimal sah, einmal im Hause einer ihm bekannten St. Petersburger Fürstin und einige Tage später, zu Neujahr 1840, auf einer Maskerade im „Adeligen Klub“. „In Lermontows Erscheinung — erzählt Turgenjew — lag etwas Tragisches, Unheilverkündendes. Etwas wie eine unheimliche dämonische Macht, wie Pessimismus und Leidenschaft sprach aus diesem brünetten Gesicht mit den großen, dunklen Augen, deren düsterer Blick seltsam mit dem beinahe kindlich-zärtlichen und hingebenden Ausdruck seines Mundes kontrastierte. Seine niedrige krummbeinige Gestalt mit dem großen Kopf auf den hohen Schultern machte keinen angenehmen Eindruck, wenn die hervorragende Bedeutung ihres Trägers gleich nicht zu verkennen war. Es ist bekannt, daß der Dichter sich in Petschorin geschildert hat, die Worte: „Seine Augen lachten nie, auch nicht, wenn er selbst lachte“, beziehen sich z. B. direkt auf ihn selbst... Jedenfalls gefiel sich Lermontow darin, die damals zum guten Ton gehörigen Byron'schen Manieren mit einem Zusatz eigener Kapricen und Wunderlichkeiten zur Schau zu tragen. Wie teuer sind sie ihm zu stehen gekommen!“

57. In Moskau — es war im April — wurde Lermontow von der Gesellschaft und den Freunden so gut aufgenommen, daß er der Großmutter schreiben konnte, er sei von der Moskauer Luft allein in zwei Tagen dicker geworden, während ihm Petersburg entschieden schädlich sei.

58. Es erschien gedruckt im „Journal d'Odessa“, 31. Dezember 1840.

59. Es ist der Held der Dichtung „Mongo“, mit dem der Dichter zu einem Liebesabenteuer ausreitet. (Vgl. Anm. 40.)

60. Martynow berichtet von Lermontow, daß er von Aussehen unansehnlich, krummbeinig, mit großem Kopf, doch gewandt und kräftig gewesen sei, mit angenehmen Gesichtszügen und die Kameraden geistig unvergleichlich weit überragend, doch stets aufgelegt, dem minder begabten einen bösen Schabernack zu spielen. Er sei bestrebt gewesen, jedes Gefühl zu unterdrücken und zu verbergen, den Frauen zu zeigen, daß sie keines Opfers, keiner Liebe und keiner Achtung wert seien. „Er war von Natur gut, aber die Welt hatte ihn endgiltig verdorben“. — Erst volle dreißig Jahre nach dem Ende Lermontows, an dessen Todestage, entschloß sich Martynow zu seinen Aufzeichnungen. So lange hatte er den Fluch der irregeleiteten und irregehenden öffentlichen Meinung seines Vaterlandes getragen, die in ihm nur den haßerfüllten Mörder des Dichters sehen wollte, — ebenso wie sie in d'Anthès den Meuchelmörder Puschkins brandmarkte, der doch besser daran war, als Martynow, da er außerhalb der Grenzpfähle Rußlands weilte und nicht unmittelbar es mitanhören mußte, wie die empfindsame Jugend, von ihren Lehrern dahin unterrichtet und aufgestachelt, den kleinen Mörder des großen Dichters eines großen Volkes laut verabscheute. — Der Bericht Martynows über Lermontow und sein Duell wurde im Jahre 1893 vom Fürsten D. Obolenskij veröffentlicht. Ueberhaupt sind zum Duell und zu den letzten Lebenstagen zahlreiche Quellschriften vorhanden.

61. Lermontow hielt sich im Mai 1837 — auf dem Wege in die Verbannung — in Moskau auf, und seine Besuche waren dort Frau Martynow sehr unerfreulich. In einem französischen Briefe an ihren Sohn, der im Kaukasus gegen den Feind im Felde stand, spricht sie ihren Verdruß aus. Sie liebe Lermontow nicht, er habe eine böse Zunge (*une langue bien méchante*), und wiewohl er seinen Schwestern jede Freundschaft bezeuge, sei sie doch deß gewiß, daß er bei erster Gelegenheit auch sie nicht verschonen werde, aber die Mädchen: *ces dames, se plaisent beaucoup dans sa société*: Gott sei Dank! er reise ja bald ab. — Als

Lermontow Abschied nahm, begleitete ihn Fräulein Natalie Martynow erregt bis an die Treppe. Da wandte er sich plötzlich um, lachte ihr laut ins Gesicht, und lief die Treppe hinunter. Wie erstarrt blickte sie ihm nach. — Es folgte eine sonderbare Geschichte. Die Familie Martynow hielt sich im Spätsommer desselben Jahres in Pjatigorsk im Bade auf. Lermontow, der sich von dort auf eine krieglerische Expedition begab, empfing von den Schwestern Martynow einen dicken Brief mit ihrem Tagebuch, den er dem vor dem Feinde stehenden Bruder Nikolaus übermitteln sollte. In den Brief schloß der Vater Martynow noch dreihundert Rubel ein, ohne jedoch Lermontow etwas davon zu sagen. Lermontow öffnete wahrscheinlich aus Neugier den Brief, und erzählte darauf Nikolaus Martynow, ihm sei unterwegs sein Koffer mit dem Briefe und Gelde gestohlen worden, doch drang er ihm dreihundert Rubel wie von sich auf. Da aber Lermontow von dem Gelde nichts wissen konnte, ohne den Brief geöffnet zu haben, so blieb ein böser Verdacht auf ihm lasten. — Natalie Martynow heiratete später einen Grafen de la Tourdonnet.

62. Ein Kamerad des Dichters, A. J. Arnoldi, erzählt in seinen Erinnerungen, daß er zweier Lermontows gedenken müsse: der eine sei der große Dichter, den er aus seinen Werken kennen gelernt habe, der andere ein nichtssagender, leerer Mensch, ein frecher, händelsüchtiger Offizier und Kamerad, von seiten dessen man stets einer Bosheit, eines beleidigenden Ausfalls gewärtig sein mußte. „Wir alle, seine Kameraden und Offiziere, — berichtet Arnoldi — waren keineswegs erstaunt, daß ihn Martynow im Duell getötet hatte, dem Lermontow soviel Widerwärtigkeiten zugefügt und gesagt hatte; wir waren überzeugt, daß, einerlei wer, irgend einer Lermontow doch im Duell getötet haben würde: wenn nicht Martynow, so irgend ein anderer“. Auch andere Zeitgenossen sprechen dieselbe Meinung aus.

63. Der Spruch des Kriegsgerichts lautete für die Teilnehmer an dem Duell nicht eben strenge, und die folgende Allerhöchste Konfirmation gestaltete es noch weit milder. Den Sekundanten — Gardeleutnant Glebow und Lermontows Sekundanten, dem Beamten Fürsten Alexander Wasiltschikow — wurde jede Strafe erlassen. Sie hatten sich beide redlich, wenn auch vergeblich, bemüht, eine Versöhnung herbeizuführen, und waren auch vor dem

festgelegten Zweikampfe der Meinung — wie dieses Wasiltschikow in seinen Aufzeichnungen ausspricht —, er würde — bei bloßer Wahrung der Ehre — auf eine harmlose Schießerei auslaufen, am Ende würden sich die Gegner die Hand reichen und gemeinsam — zum Abendessen reiten. — Martynow wurde zu drei Monaten Festungshaft verurteilt, die er auf der Hauptwache in Kiew abbüßte, und dann noch zu einer Kirchenbuße. Doch diese, die ihm das Kiewer Geistliche Konsistorium auferlegte, war hart, sie setzte sie auf fünfzehn Jahre fest, wogegen jedoch Martynow durch den Heiligen Synod in einem Bittschreiberi an den Kaiser Berufung einlegte.

Es erschienen früher von

Dr. Friedrich Dukmeyer:

Korbs Didrium itineris in Moscoviam und Quellen, die es ergänzen. Beiträge zur moskowitzisch-russischen, österreichisch-kaiserlichen und brandenburgisch-preußischen Geschichte aus der Zeit Peters des Großen. Band 1 und 2. Berlin, Verlag von Emil Ebering. 1909 und 1910. VIII, 462 Seiten und VIII, 356 Seiten. (= Historische Studien. Heft 70 und 80.)

Inhalt.

- I. Spezieller Teil. 1. Kaiser und Zar wider den Sultan. 2. Die Absendung Guarients nach Moskau und Korbs Diarium. 3. Die weiteren Schicksale und Beurteilungen des Diariums. 4. Neuere russische Bearbeitungen und Uebersetzungen des Diariums. 5. Johann Georg Korb und Ignatius Christophorus von Guarient. 6. Die Konzepte im Kreisarchiv Amberg.
- II. Allgemeiner Teil. 1. Andauernde religiöse Spannung und konfessioneller Kleinkrieg. 2. Guarients Hinkunft und Aufenthalt in Moskau. Die zarischen Minister. Der Karlowitzer Kongreß. 3. Die Gerüchte von der Vereinigung der römischen und der russischen Kirche und der liber transitus der Missionare. 4. Die Katholiken von Moskau; Gordon, Carbonari, Pleyer. 5. Lefort, der Freund des Zaren und der Feind der Katholiken; der Kampf der Calvinisten und der Katholiken um seinen Sohn. 6. Der brandenburgisch-preußische Abgesandte Marquard Ludwig von Printzen. 7. Die Verstoßung der Zarin Eudoxia; der Zarewitsch Alexis soll ins Ausland gehen. 8. Die ersten ständigen brandenburgisch-preußischen Residenten und Gesandten am Hofe Peters des Großen; Ciesielski, Kayserling. 9. Neugebauer, und was er in seiner Schmähschrift vorbringt. 10. Die Zustände in Moskau. Der offiziöse Publizist Baron Huyssen und sein Gönner Fürst Menschikow. 11. Die Hinrichtung der Strelitzen — nahm der Zar als Henker daran teil? 12. Zar Peter, Anna Mons und Georg Johann von Kayserling; die Monsische Tragödie.

Besprechungen des Werkes in:

- Deutsche Literaturzeitung.* Berlin 1911, Jg. 32, Sp. 2224—2226. Prof. Dr. Aug. Seraphim.
- Deutsche Revue.* Stuttgart und Leipzig 1915, Jg. 40, Band 1, S. 248.
- Dresdner Anzeiger.* Dresden 1909, Nr. 276. Prof. Dr. Hans F. Helmolt.
- Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte.* Leipzig 1910, Band 23, S. 261—264. Prof. Dr. Friedr. Andreae.*
- Herders Jahrbücher.* Freiburg i. Br. 1910, Jg. 3, S. 228. Prof. Dr. F. Kampers.

- Historisches Jahrbuch.* München 1910. Band 31. S. 416—417 u. S. 634—635.
Prof. Dr. Klemens Löffler.
- Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.* Berlin 1913. Jg. 34. Abt. II.
S. 236—237. Dr. Adolf Kastner.
- Literarisches Zentralblatt für Deutschland.* Leipzig 1910. Jg. 61. Sp. 515—16.
Prof. Dr. Friedr. Andreae.
- Mitteilungen aus der historischen Literatur.* Berlin 1910. Jg. 38. S. 455 bis
458. Prof. Dr. Ferdinand Hirsch.
- Münchener Neueste Nachrichten.* München 1910. Nr. 455. Prof. Dr. Hans
F. Helmolt.
- Theologischer Jahresbericht.* Leipzig 1911—1913. Band 30. S. 890—891.
Prof. Dr. Leopold Zscharnack.
- Zeitschrift für Osteuropäische Geschichte.* Berlin 1911. Band 2. S. 103—114.
Selbstanzeige.
- Revue critique d'histoire et de littérature.* Paris 1912 und 1913. Nouv.
Série. T. 74. S. 396. — T. 76. S. 433—434. Jules Legras.
- Revue Historique.* Paris 1910 und 1912. T. 105. S. 154—155. — T. 109,
S. 139. G. Gautier.
- The English Historical Review.* London 1910. Vol. 25. Nr. 99. S. 582—583.
Oliver Wardrop.
- Istoritscheskij Westnik.* St. Petersburg 1909. T. 118. S. 295—297. Prof.
A. Malejin.
- Russkaja Starina.* St. Petersburg 1911. T. 146. S. 209 usw. Prof. I. P.
Koslowskij (derselbe auch anderswo in seinen Werken).
- Westnik Jewropy.* St. Petersburg 1909. T. 260. S. 427—429. Prof. N.
Karejew.

Die Deutschen in Rußland.

Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht 1916. 104 Seiten. (= Zeitspiegel, Heft 10.)
Inhalt.

1. Die Deutschen in Moskowien und bei Peter dem Großen. 2. Die Balten.
3. Die Kolonisten. 4. Die Anderen und der Uebergang ins Russentum.
5. Die Deutschen in der Schilderung russischer Schriftsteller. 6. Der Krieg.

Besprechungen in:

- Bremer Tageblatt.* 1916, Nr. 105. Feuilleton.
- Dresdner Anzeiger.* 1916, Nr. 163.
- Frankfurter Zeitung.* Frankfurt a. Main 1916. Nr. 174. Dr. Hans Praesent.
- Geographischer Anzeiger.* (Verlag Justus Perthes.) Gotha 1916, Jg. 17,
S. 245. Dr. Herm. Haack.
- Handels-Zeitung des Berliner Tageblatts.* Berlin 1916. Nr. 18. S. 8.
- Historisches Jahrbuch.* München 1916. Band 37. S. 530—531. Prof. Dr.
Klemens Löffler.
- Krakauer Zeitung.* 1916. Nr. 147. Feuilleton. H. Czerwenzel.
- Das literarische Echo.* Berlin 1916, 18. Jahr, Spalte 1416—1417. Prof. Dr.
Arthur Luther. — 19. Jahr, Spalte 33—34. Dr. Kurt Martens.

- Osteuropäische Zukunft.* Berlin—München 1916, Nr. 12. Dr. Falk Schupp.
- Pester Lloyd.* Budapest 1916, Nr. 196, Seite 3—4.
- Polen.* (Hrsg. von Univ.-Prof. Dr. L. L. Ritter v. Jaworski.) Wien 1916, Nr. 71, Seite 165—166.
- Polnische Blätter.* Berlin-Charlottenburg 1916, Band 5, Seite 50—51. Prof. Dr. Alex. Brückner.
- Saarbrücker Volkszeitung.* 1916, Nr. 156.
- Stralsundische Zeitung.* 1916, Nr. 174.
- Vossische Zeitung.* Berlin 1916, Nr. 220. Sonntagsbeilage 18, Seite 140. Dr. Wilhelm Herse.
- Die Welt.* (Sonntagsblatt der *Germania*.) Berlin 1916, Band 33, Seite 362. Dr. Th.
- Weltwirtschaftliches Archiv.* Jena 1917, Band 9, Seite 538. Prof. Dr. Alex. Brückner.
- Züricher Post.* 1916, Nr. 256.
-

